
The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII
847
K66

# Von Luther bis Lessing.

Sprachgeschichtliche Aufsätze

von

**Friedrich Kluge,**
Professor an der Universität Jena.



**Straßburg**
Verlag von Karl J. Trübner
1888.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

Rud. Hildebrand und Friedr. Zarncke

als Zeichen des Dankes

für vielfache Anregung und Belehrung.

# Vorwort.

Daß ich hiermit einem größeren Publikum einige sprachgeschichtliche Aufsätze vorlege, welche zusamenfassen wollen, was Fachleute vor und seit Jak. Grimm über ein paar Probleme ermittelt haben, bedarf keiner näheren Begründung. Das lebendige Interesse für sprachgeschichtliche Fragen, welches ich in den großen Kreisen unserer Gebildeten allerwärts wahrnehme, hat mich ermutigt den Freunden deutscher Sprache weiter zu dienen.

Das erstarkte Nationalitätsgefühl weist uns immer von neuem wieder auf unsere Sprache hin. Das Lutherjubiläum, das zweite Centenarium der ersten Universitätsvorlesung in deutscher Sprache, die bevorstehende Feier von Huttens Geburtstag, die sprachschöpferische Gewalt unseres Reichskanzlers vergegenwärtigen uns grade in diesen Jahren, was wir und unsere Sprache den Heroen unserer Geschichte danken. Was den Entwicklungsgang unserer Nation gehemmt, was ihn beschleunigt und gefördert hat, davon legen die folgenden Blätter Zeugnis ab. Sie wollen zeigen, warum Jak. Grimm unsere Schriftsprache einen protestantischen Dialekt genannt hat, warum erst seit etwa 1580 Luthers Sprache eine autoritative Stellung erlangen konnte, warum der Gegensatz von Schriftsprache und Mundart erst nach der siegreichen Bekämpfung des Lateinischen ausgeglichen worden ist.

Dies Büchlein will keine deutsche Sprachgeschichte sein; zur Beruhigung fachwissenschaftlicher Gemüter sei es gesagt. Eine Reihe unverbundener Aufsätze behandelt hier in anspruchsloser Weise ein paar Probleme unserer Sprachgeschichte aus der Zeit von Luther bis auf Lessing, von Maximilian bis auf Friedrich den Großen. Von rein lautgeschichtlichen Aufsätzen ist abgesehen, um das Interesse zunächst für die Hauptbewegungen zu wecken, die in den Kreisen der Theologen und Historiker bisher leider nur zu wenig Aufmerksamkeit gefunden haben.

Indem ich das Büchlein aus den Händen gebe, erfülle ich eine angenehme Pflicht, wenn ich die große Liberalität deutscher Bibliotheksverwaltungen dankend rühme. Besonders hebe ich die Stuttgarter Bibliothek hervor, bei deren persönlicher Benutzung die Herren Professoren Herm. Fischer und Schott meine Nachforschungen lebhaft gefördert, und die Züricher Stadtbibliothek, deren Schätze mir die Herren Dr. Escher und Staub auf das entgegenkommenste erschlossen haben. Daß an des letzteren Gelehrten reichen Sprach- und Dialektkenntnissen meine Bemühungen um die schweizerischen Sprachverhältnisse die lebhafteste Förderung erfahren, erfüllt mich mit herzlicher Dankbarkeit gegen den hochverdienten Gelehrten, dem für seine große Dialektarbeit die deutschen Fachleute zu ganz besonderem Danke verpflichtet sind. Das Züricher Staatsarchiv erschloß mir Dr. Paul Schweizer, in dessen historischem Wissen ich vielfache Anregung und reiche Belehrung gefunden habe. Hier am Orte hat mich Dr. Martins stets gefällige Hülfe kräftig unterstützt. Unermüdlichste Anregung und Förderung, geradezu die Teilnahme der Mitarbeit hat Dr. Reinhold Köhler in Weimar mit seinem umfassenden Wissen mir geschenkt.

Diesen und andern Freunden deutscher Sprachwissenschaft, die mich durch Anregungen, Nachweise und Mitteilungen gefördert haben, sage ich herzlichen Dank.

Jena, 18. Oktober 1887.

**F. Kluge.**

# Inhalt.

## Wertvolle Quellenwerke und Hülfsmittel für neuhochdeutsche Sprachgeschichte.

Beiträge z. Gesch. der deutschen Sprache und Litteratur, herausgegeben von H. Paul und W. Braune, Halle 1875 ff.

J. F. Degen, Versuch einer vollständigen Litteratur der deutschen Übersetzungen der Römer, Altenburg 1794.

Chr. Gottscheds Beytr. z. krit. Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit u. s. w. Leipzig 1732 ff.

G. F. Grotefend, Dr. M. Luthers Verdienste um die Ausbildung der hd. Sprache in den Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Spr. 1818 I, 24 ff.

J. J. Mezger, Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformirten Kirche, Basel 1876.

Joh. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Gotha 1882.

G. W. Panzers Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Dr. M. Luthers. 2. Aufl. Nürnberg 1791.

P. Pietsch, M. Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache, Breslau 1883.

H. Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, Leipzig 1875.

C. M. Wiechmann, Mecklenburgs ands. Litteratur, Schwerin 1864—1885.

Fr. Zarnckes Ausgabe von Seb. Brants Narrenschiff, Leipzig 1854.

## 1.

# Kirchensprache und Volkssprache.

Während des Mittelalters lag im ganzen Abendlande ein Bann auf den Volkssprachen. Überall herrschte das Latein; es ließ den altüberlieferten angeborenen Mundarten kaum irgend welchen Raum zur Entfaltung. Nur das isolirte England konnte sich früh einer mehr nationalen Auffassung der Muttersprache rühmen; weder im staatlichen noch im kirchlichen Leben dominirte das mittelalterliche Latein; in Kanzleien und im Gottesdienst war die angestammte Sprache heimisch; die gelehrte wie die Volksbildung fand in der Muttersprache ihren Mittelpunkt. Kein Wunder, daß England der Kultur des Continents um mehr als ein Jahrhundert voraus geeilt ist.

Der Continent gewährt gleichzeitig einen andern und weniger erfreulichen Anblick. Lateinisch war hier die Sprache der Urkunden, lateinisch die Sprache der Messe; Kirche und Staat unterdrückten einmütig die Volkssprachen. In Frankreich und in Spanien wird dem Latein erst im 13. Jahrhundert in den Kanzleien durch die Landessprachen der Raum streitig gemacht. In demselben Jahrhundert verliert das Latein auch bei uns. In Deutschland gehen aus den kaiserlichen Kanzleien vereinzelt seit 1238 deutsche Urkunden hervor. Unter Rudolf von Habsburg werden mehrere Reichsabschiede in deutschen Originalen abgefaßt. Die folgenden Jahrhunderte

legen diesem Kaiser eine maßgebende Bedeutung für den Umschwung in der Stellung der deutschen Sprache bei: er sollte auf dem Nürnberger Reichstage von 1274 deutsch als Urkundensprache anbefohlen haben. Mit Ludwig dem Baier wird das Deutsche dem Latein gleichberechtigt. Es ist nicht klar, ob bestimmte Ursachen diesen Umschwung in der Stellung der deutschen Sprache in den kaiserlichen Kanzleien veranlaßt haben. Ernst Wülcker (Beitr. IV, 4), der unter Ludwig dem Baier anfänglich noch dem Latein eine weite Bedeutung als Urkundensprache beilegt und mit dem dritten[1] Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts eine große Zunahme der deutschen Urkunden constatiert, bringt jenen Umschwung in Zusammenhang mit dem Streite Ludwigs gegen den Papst; der Gegensatz von Deutschtum und Romanismus soll mitgewirkt haben, die langsam um sich greifende deutschsprachliche Bewegung zu beschleunigen. Ihren Abschluß erreichte sie erst im 16. Jahrhundert, als ein heftiger Kampf gegen das Latein als Kirchensprache entbrannte.

An der Kirche hatte das Latein einen wesentlichen Rückhalt. Die kosmopolitischen Tendenzen Roms erforderten eine internationale Sprache. Das Latein war das äußere Erkennungszeichen der päpstlichen Weltherrschaft. Wie dem Papsttum in seinen Anfängen das altrömische Reich und die altrömische Sprache die Wege zur Eroberung des ganzen Abendlandes gebahnt hatten, so war später die mittelalterliche Weltsprache durch das Papsttum zu einer weltgeschichtlichen Macht geworden. Die kosmopolitische Kirche hätte auf alles andere eher verzichtet als auf ihre Sprache, welche fast zwei Jahrtausende hindurch eine große Rolle glanzvoll durchgeführt hatte. Deutschland aber fühlte den Druck der Kirchensprache um so schwerer, als mit dem erwachenden Nationalbewußtsein die kaiserlichen Kanzleien der Muttersprache die Sanktion gegeben

[1] Schon die Basler Otfridausgabe von 1571 setzt um das Jahr 1330 den Umschwung.

hatten. Für Predigt und Gemeindegesang war das Deutsche mehr erlaubt als offiziell empfohlen. Stillschweigend gestattete die Kurie der Volkssprache einen bescheidenen Anteil am Gottesdienst, um mit desto größerer Entschiedenheit dem Latein die maßgebende Stellung zu sichern. Das hl. Meßamt durfte nur in lat. Sprache celebrirt werden. Zwar hatte die slavische Kirche von Rom aus das Zugeständnis erzielt den ganzen Gottesdienst in der Volkssprache halten zu dürfen. Deutschland, dem römischen Stuhle näher, konnte sich der fremdsprachlichen Herrschaft nicht erwehren, solange das Latein auch unsere offizielle Reichssprache war. Was den Slaven eine päpstliche Bulle gestattet hatte, darauf wollte die Kirche bei uns nicht eingehen, solange Kaiser und Reich mit ihr gemeinschaftlich nur das Latein als offizielle Sprache des Abendlandes gelten ließen.

Die Kirche verweigerte der Volkssprache die Sanktion. Es ist wahr, päpstliche Dekrete liegen nicht vor, die den ausschließlichen Gebrauch des Lateins für alle religiösen Zwecke verlangen. Aber die weit verbreitete Opposition gegen deutsche Erbauungsbücher, zumal gegen deutsche Bibeltexte, zeugt für die Geringschätzung, mit der die angestammte Sprache unseres Volkes zurückgedrängt wurde.

Der Pfaffenkaiser Karl IV. erließ 1369 ein Verbot gegen alle Bücher, welche in deutscher Sprache von den heiligen Schriften handelten. 1486 verbot Erzbischof Berthold von Mainz bei Strafe der Excommunication den Druck deutscher Bibelübersetzungen; und dies Verbot scheint nicht ohne Wirkung gewesen zu sein.[1] 1511 erklärt Gailer von Kaisersberg es für gefährlich, „daß

[1] Der Wortlaut des Mandats bei Gudenus Cod. Diplom. anecdotorum IV, 474 sowie bei Ludw. Keller Die Waldenser und die deutsch. Bibelübersetzungen S. 69; über den Erfolg des Mandats Osc. Hase Die Koberger S. 244, wo darauf hingewiesen wird, daß weniger Bibelausgaben zwischen 1485—1522 erschienen als vorher. Im übrigen verweise ich für die obige Darstellung auf die bekannten Schriften von Haupt, Jostes und Keller, ohne mich in die Bibelcontroverse einzulassen.

man die Bibel zu teutsch druckt". Und Emser, der Luthers neues Testament für katholische Kreise bearbeitete und als eigene Arbeit in ein paar Ausgaben veröffentlichte, ist noch am Ende seines Lebens im Ungewissen, „ob es gut oder bös sei, daß man die Bibel verdeutschet und dem gemeinen ungelarten Mann fürlegt" (3. Auflage 1528 Blatt CCX).

In solchen Thatsachen spiegelt sich der offizielle Standpunkt der Kirche wieder. Sie trat nicht nur nicht für das Ansehen der Muttersprache ein, die allein Trägerin wahrer Volksbildung sein kann, sondern verpönte sogar die deutschen Erbauungsschriften. Wie die Geistlichkeit von deutschen Missalien um das Jahr 1470 dachte, lehrt ein Konflikt zwischen einem Dominicanerprior von Zütphen und Joh. Busch; jener verpönte die deutsche religiöse Litteratur, dieser trat für sie ein, ließ sich aber vom Dominicaner überreden, daß solche Bücher doch gefährlich seien.

Persönlichkeiten wie jener Zütphener Dominicaner waren nicht selten. Wir werden später einen Dominicaner in der Schweiz kennen lernen, der 1520 gegen alle deutschen religiösen Schriften predigt; ein anderer, Augustin von Getelen, wütete im Winter 1525/6 in Hamburg gegen die Verbreitung des neuen Testaments in der Volkssprache. Bei solchem Verhalten der Mönche und der Geistlichkeit kann es uns nicht Wunder nehmen, daß in allen Schichten unseres Volkes der Glaube herrschte, die Kirche verpöne alle deutschen Erbauungsschriften und verketzere damit die deutsche Sprache. Schon um 1430 regt sich zu ihren Gunsten im Kreise der Gebrüder vom gemeinen Leben eine Stimme; Gerh. Zerbold beklagt es, daß den Laien die Lectüre deutscher Bibeln verboten sei. Und 1514 tritt ein Plenarium für religiöse Bücher in der Volkssprache ein: „Hast du gute Bücher, lies sie an dem Sonntag nach der Predig, nach dem Nachtessen und unterweis dein Gesind; es solt kein Mensch sein, er solt haben das heilig Evangelium bei ihm in seinem Haus". Es ist eine vereinzelte Stimme, die mit so

warmen eindringlichen Worten deutsche Lectüre und deutsche Erbauungsbücher empfiehlt, aber man wird ihr erst dann Gewicht beimessen können, wenn man uns zeigt, daß der Verfasser des Plenariums damit auf dem Boden päpstlicher Dekrete steht.

Innerhalb der Kirche war kein Umschwung für das Ansehen der Volkssprache zu erwarten. Nur der Bruch mit der Kirche machte einen Bruch mit der Herrschaft des Lateins möglich. Und unserm Reformator gelang beides. Mittelst der Muttersprache besiegte er das Pabsttum und wurde damit der erste Vorfechter des Deutschtums. Als er die entscheidende Bedeutung der Muttersprache für unsere Bildung und die Gefährdung des nationalen Lebens durch die Herrschaft des Lateins erkannt hatte, schuf er geistige Nahrung, die für alle bestimmt war, zumal für diejenigen, denen die christlichen Seligpreisungen das Himmelreich versprechen. Fortan sind die Laien nicht mehr von den heiligen Schriften ausgeschlossen; ihnen gilt des Reformators Thätigkeit ganz besonders. Ihnen wird die deutsche Bibel geschenkt; die deutschen Kirchenlieder und der kleine Katechismus ist für sie bestimmt; die lateinische Messe wird durch eine deutsche ersetzt, damit auch der Ungebildete den Handlungen des Gottesdienstes mit Verständnis folgen könne.

Seit dem November 1525 herrschte in Wittenberg die deutsche Messe, nachdem bereits seit dem Anfange des Jahres 1522 die Reform des Gottesdienstes daselbst begonnen. Eingeleitet hat sie Luther 1520 durch die Schrift vom heiligen Sacrament. „Wollt Gott, so rief er damals aus, daß wir Deutschen Meß zu deutsch läsen und die heimlichsten Wort aufs aller höheſt süngen! Warum sollten wir Deutschen nicht Meß lesen auf unser Sprache, so die Lateinischen, Griechen und viel andre auf ihre Sprach Meß halten"?

Was Luther hiermit angeregt, hat sich bald in der Messe verwirklicht; überall finden seine Reformideen Anklang. Da werden Thesen im Sinne von Luthers Ansichten verhandelt. „Es ist viel besser, ein einigen Vers eins Psalmen nach eins jeden Lands

Sprach dem Volk zů vertolmetschen, dann fünf ganz Psalmen in frembder Sprach singen und nit von der Kirchen verstanden werden. Hier verschwinden Mettin, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper, Completen und Vigilien" — so lautet eine These, die 1524 Dr. Balthasar Hubmeier für ein Religionsgespräch zu Waldshut vorschlug.[1] Etwa gleichzeitig versuchten in Zwickau einige Prediger vergebens die dortigen Klosterbrüder zu einem Religionsgespräch zu bewegen, wozu u. a. die These aufgestellt war: „Dieweil Lateinisch Sprach unbekannt, thun die wohl und recht, die in der Tauf, Messe und Gesang deutscher Sprach brauchen".[2] Von der großartigsten Wirkung aber war es, als Bischof Georg von Samland Weihnachten 1523 in der Domkirche zu Königsberg über denselben, die Gemüter erregenden Gegenstand predigte: „Es ist ie ein seltsam Ding, daß wir Christen an die lateinische Sprache gebunden seind. Es ware nit befolhen, allain lateinisch zů reden und taufen, ja es ist aus sunderlichem Rate göttlicher Majestät geschehen, daß kain Evangelist, auch kain Apostel noch Evangelion noch Epistel zů Latein geschrieben hat".[3]

Oecolampadius hatte 1522 auf der Ebernburg Epistel und Evangelium im Meßamt deutsch der Gemeinde vorgelesen. Die Vorwürfe, die ihm dieser Anschluß an Luthers Ideen zugezogen, entkräftigte er in einem lat. Sendschreiben an Caspar Hedio, das sofort auch ins Deutsche übersetzt wurde.[4] Überhaupt förderte Oecolampadius die Stellung der Volkssprache

[1] Achtzehen Schlußrede, so betreffende eyn gantz christlich Leben, waran es gelegen ist, disputiert zu Waldtshůt von Doctor Balthaser Friedberger 1524; die obige These ist die zehnte.

[2] Unterricht und Warnung an die Kirch zů Zwickau mit etzlichen Artikeln dem Klostervolk doselbst angeboten und von ihnen unbillig abgeschlagen. Zwickau.

[3] Ein Sermon des wirdigen in Got Vaters Herren Georgen von Polentz, Bischof zů Samland u. s. w. 1524.

[4] Ain schöne Epistel Oecolampadii an Caspar Hedion. Ebernburg (übersetzt von Joh. Diepolt zu Ulm) 1522.

im kirchlichen Leben auf alle mögliche Weise. Aufsehen scheint gemacht zu haben, daß er bei den Kranken eine deutsche Litanei las.[1] Er hatte bereits 1521 bei der Übersetzung der Schrift 'ein sonderliche Lehre und Bewehrung' ꝛc. die Bedeutung der deutschen Sprache hervorgehoben und die Papisten gestraft, welche das Wort Gottes den Laien vorenthielten, um die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Später, als die Reformirten 1526 zu Basel in der St. Martinskirche deutsche Psalmen zu singen anfingen, gelang es seinem Einfluß den ehrsamen Rat, der anfänglich die Neuerung verboten hatte, durch eine schriftliche Supplication dafür zu gewinnen.[2]

Wo immer sonst die Reformation festen Fuß faßt, übt die deutschsprachliche Bewegung auf die Gewinnung der Laien den wesentlichsten Einfluß, und die Stellung der Muttersprache im Gottesdienst muß überall da verteidigt werden, wo die neue Lehre verteidigt wird. In Nürnberg war 1524 mit der Reformation auch die deutsche Messe, deutsche Episteln und Evangelien, deutsche Kindertaufe eingeführt; die beiden Pröpste, denen Nürnberg den Anschluß an die Reformation dankt, hatten sich noch im selben Jahre vor dem Bischof von Bamberg auch wegen ihrer Anwendung der Volkssprache im Kultus zu verantworten; und in ihren gedruckten Rechtfertigungsschriften wird dieselbe als Bedürfnis erklärt.

Dieses einmütige Vorgehen aller Nationalgesinnten stieß auf den heftigsten Widerstand bei der alten Geistlichkeit. Allerorten nahm sie die traditionelle Meßsprache in Schutz und suchte mit Gründen zu halten, was der gesunde Menschenverstand als absurd eben erkannte und beseitigte. Die Gründe, welche für die lateinische Messe angeführt wurden, waren denn auch so dürftig und armselig, daß sie in den reformatorischen Kreisen nur Spott

[1] Joh. Buchstab 1528 Eigentliche und gründliche Kundschaft G III.

[2] So berichtet der Basler Chronist Wurstisen zum Jahre 1526 (Nachweis des Herrn Cand. Emil Sulger).

und Hohn finden konnten. Im Jahre 1520, als Luther eben erst begann, dem Deutschen eine Stellung in der Messe zu schaffen, erschien in Straßburg eine anonyme, zweifelsohne von Murner verfaßte „christliche und briederliche Ermahnung zů dem hochgelehrten Dr. M. Luther", die sich in einem besonderen Kapitel gegen die Verwendung des Deutschen in der Messe wandte. Dieses Kapitel „in was Sprachen oder welcher Maßen mög die Meß gelesen werden" (D III b) kann uns als schlagendes Beispiel dienen, wie bei Luthers Auftreten hervorragende Katholiken über das Verhältnis von Latein und Muttersprache dachten. Man höre die Begründung des lateinischen Meßopfers: „So nun drü Haupt= und reguliret Sprachen zů dem Dienst Gottes verordnet sein — hebräisch kriechisch latinisch — und wir Latiner seind, sollen wir billich die latinische Sprach zů der Messen bruchen . . . und nicht zů tütsch soll Meß gehalten werden uß der Ursachen, daß sich die barbarischen Sprachen oft verändern und spöttlich oder verächtlich lautet der Sprachen zů den göttlichen Ämptern sich gebruchen, die wir zu menschlichen und däglichen Händlen reden und uben." Der Verfasser illustrirt, was er damit meint,[1] verzichtet aber auf eine eingehende Darlegung seiner weiteren Gründe, „die dargethon mögen werden, wo es not thet", und bittet den Reformator „fründlich und brůderlichen von diesem leichtfertigen Fürnehmen abzuston." Murners Begründung mag großes Aufsehen gemacht haben mit der Entdeckung, „daß wir Lateiner sind". Auf neue Weise muß fortan das Latein als Kirchensprache begründet werden; die Altgläubigen wenden allen Scharfsinn an, um weitere Beweismomente aufzufinden. In den „Artikeln und Bewehrung derselbigen, so die Prälaten, Äbt, Stift und Klöster haben eingelegt in lutherischen Sachen am Tag des Gesprächs vor dem durchleuchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Casimir

[1] Als Beleg dafür erwähnt Murner die damalige und die ältere Bedeutung von minnen. — Übrigens vgl. Murners Instituten 1519 (b III b) „by uns Latinischen".

Markgrafen zc. 1524" wird Latein als Sprache der Messe mit folgender Begründung verlangt: die Überschrift an des Heilands Kreuz sei hebräisch, griechisch und lateinisch gewesen, und Pilatus habe gesagt: „was geschrieben ist, ist geschrieben"; die Deutschen seien zudem zuletzt bekehrt, und die Bekehrer hätten „sölche latinisch Form hinder ihn gelassen, darumb wir die billich behalten söllen. Wann viel ander Nation, die auch nicht lateinisch sein, nicht bester minder in lateinischer Sprach Messe halten" (B. III). In Betreff der Taufe wird zwar zugegeben, daß „es ebensoviel Kraft hat in teutscher Sprache zu taufen als in lateinischer"; aber das Lateinische sei notwendig, um die heilige Handlung nicht zum Spott werden zu lassen. Dieser Hinweis auf die drei Hauptsprachen, die durch des Pilatus' Überschrift am heiligen Kreuze gleichsam geweiht seien, muß etwas mehr gewirkt haben als jene Entdeckung Murners; er kehrt in einer andern katholischen Schrift wieder, welche sich gegen die Neuerung der deutschen Messe wendet, weil „Christus dies im Evangelio nirgend geordnet noch geboten hat, auch kein Apostel noch kein christlicher Priester solche Messe nie gehalten; sunder allein in hebräischer, gregischer und lateinischer Zunge ist sie in der wahren Christenheit stets gehalten nach Ordenunge der heiligen gemeinen apostolischen christlichen Kirche, nach Anweisunge des Titels Christi am Kreuze".[1]

Erst jetzt, als der entscheidende Sieg dem Reformator die Bahn ebnete, als die Nation seine Schritte mit steigender Teilnahme begleitete, als seine Schriften allerwärts begeisterte Aufnahme fanden — erst jetzt war die Bedeutung der Muttersprache für die Bildung der Nation entdeckt. Man pflegt die Geschichte der Neuzeit mit den großen weltbewegenden Entdeckungen zu beginnen, die der Menschheit ungeahnte Aufschlüsse und materielle Umwälzungen von weittragender Bedeutung gegeben

[1] Ein wahrhaftige gruntliche Unterrichtung, in wilcher Gestalt die Leyen den Leychnam Christi können und sollen vor Got nutzlich und seliglich entfahen zc. Leipzig 1526.

haben. Aber eine Entdeckung, die für nationales Leben und nationale Entwicklung mächtiger wirken könnte als damals die Entdeckung der Muttersprache, ist überhaupt undenkbar. Besser als alle Auseinandersetzung sprechen die Zahlen, die P. Pietsch[1] im Anschluß an Ranke auf Grund von Panzers Annalen und Wellers Repertorium ermittelt hat. Schon im Jahre 1500 wurden etwa 80 deutsche Bücher gedruckt, 1505 etwa 60; 1510; 135; 1511: 70; 1512: 140; 1513: 90; 1514: 110; 1515: 150; 1516: 110; 1517: 80; 1518: 150. Dann geht es mit gewaltiger Steigerung, die lediglich eine Folge von Luthers Auftreten ist, weiter 1519: 260; 1520: 570; 1521: 620; 1522: 680; 1523: 935; 1524: 990.

Mit der Gewalt einer Naturkraft ergreift die deutschsprachliche Bewegung alle Gemüter. Wie die reformatorischen Theologen dem Beispiele Luthers folgen, so bleiben auch die Laien nicht zurück. Wer die Schäden der bestehenden sozialen und religiösen Verhältnisse unter dem Regiment der Pfaffen und der Möncherei einsieht, wagt es auch seine Anschauung durch den Druck zu vertreten und den Gesinnungsgenossen in Wittenberg zuzujubeln. Deutsche Flugschriften, zumeist in Gesprächsform, ziehen zu Hunderten durch die Lande; häufig entstammen sie der Feder von Laien, die nicht durch hohe Schulen gegangen waren. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn in altgläubigen Kreisen großer Unmut über die massenhafte litterarische Production herrscht, die durch die Reformation ins Leben gerufen ist. Noch 1533 ruft Dr. Jo. Cocleus[2] mit verhaltenem Groll aus: „Wer kann eigentlich berechnen, wie viel Gelds jährlich und täglich ist aufgangen für soviel und mancherlei Zankbücher pro et contra zu drucken und zu keufen? Wie viel tausend Gülden hat allein Wittenberg in 15 Jahren für Druckpapier geben? Wie vil Straßburg, Basel, Augsburg, Nürnberg?“

[1] M. Luther und die nhd. Schriftsprache S. 48.

[2] Auf Luthers Trostbrief an etliche zu Leipzig 2c. a. II.

In der That war die ganze Presse in jenen Centren des Buchdrucks fast ausschließlich für den Protestantismus thätig. Andersdenkende kamen zuweilen Jahre lang nicht zu Wort. Man höre ein katholisches Zeugnis aus der Schweiz. Joh. Büchstab, der Schulmeister zu Freiburg im Uechtland, schreibt im Jahre 1528, „er habe wider die neu unwahrhaftig Lehren vor fünf Jaren understanden zu schreiben, dieselbigen Geschriften aber in keinen Druck mögen underbringen; wan alle Trucker in unser Gegne bishar all mit diesen Irrtumben verblendt gesin seind.“ Erasmus bezeugt diesen Stand der Dinge für Basel im Jahre 1523, wo er an König Heinrich VIII. von England schreibt: „Hier ist kein einziger Buchhändler, der es wagte, nur ein Wörtchen gegen Luther drucken zu lassen; aber gegen den Papst darf man schreiben, was man will“ (Karl Hagen, Geist der Reformation I, 227). Da blieb denn auch eine offizielle Äußerung der Kurie nicht aus, die auf den Bücherdruck Rücksicht nahm. In einem vom 30. November 1527 datirten, alsbald von Luther verdeutschten päpstlichen Sendbrief an den Rat zu Bamberg begegnet eine Stelle „gegen die verkerten Buchdrucker, welche, als zu glauben ist, mit Geld durch die Lutherischen verruckt seind (ists anders wahr, das wir gehört haben), uffs willigst der Lutherischen Bücher drucken und mit nichte drucken wollen die Bücher, die von den rechten Christen wider sie für die Wahrheit geschrieben werden“. So beherrscht die litterarische Produktion der protestantischen Kreise das von Begeisterung mitgerissene Publikum.

Aber die Katholiken mußten auch Schriften auf den Markt bringen, wenn sie sich das Zutrauen der Laien erhalten oder wiedergewinnen wollten; sie durften in der litterarischen Produktion nicht ganz zurück bleiben. „Sie müssen auch etwas schreiben — sagt Symon Hessus 1521 in einer feinen, geistvollen Flugschrift (vgl. S. 19) — nit so gar von unsers Nutzs wegen, aber daß sie auch mit zierlichen Titeln vor den Buchläden standen, mit solichen Titeln: Fortalicium des

wirdigen Herren Jacobi Hochstrat von der hohen Gassen, unwirdiger Gardian zu Kolbingen, item das sein nutzlich Sermon des hochgelerten Vaters Bruder Robert, Kälbermeister von der Mistlachen und dergleichen."

Die Buchläden, vor denen ein begieriges Publikum sich drängte, waren voll von reformatorischen Schriften; auch nachdem sie durch das Wormser Edict alle verpönt waren, konnte man das päpstliche und das kaiserliche Mandat unmittelbar neben Schriften Luthers sehen. Die Vollstreckung des kaiserlichen Befehls an den von Luther verfaßten Büchern, die verbrannt werden sollten,[1] war nicht durchzuführen; in Mainz z. B. verlief sie als schmachvolle Komödie; niemand lieferte Schriften Luthers zur Vollstreckung des Urteils aus. „O, was großer Schand und Schmach ward do dem Legaten bewiesen; und wolt er nit mit Schanden gar gestan, mußt er dem Henker lassen überreden mit Listen und Gaben uff den andern Tag, daß er by zwei oder vier Büchlin verbrannt!" Anderwärts fanden statt der lutherischen Schriften die alten Scholastiker und theologischen Druckschriften den Weg ins Feuer. So brachten zu Löwen die Studenten „so mancherlei Bücher, einer sermones discipuli, der andere den Tartaret, der dritt die Sermones 'dormi secure' Parati und andere dergleichen, also daß solcher Bücher mehr dann Dr. Luthers verprennt worden seind".[2]

Anfänglich blieben gelegentlich einzelne Männer hinter den Wünschen und Hoffnungen der Zeitgenossen zurück. So war Ulrich von Hutten, der ritterliche Vorkämpfer der Reformation, auf dessen Schwert und Feder alle patriotischen Gemüter[3] ihre

[1] Nach dem Karsthans (bb 2 a).

[2] 1521 Oecolampadii der hailigen Schrift Doctor Sant Brigitten Ordens zu Altenmünster Urtail und Mainung auch andere Reden, Antworten und Handlung Dr. M. Luther belangend u. s. w. (A. III.)

[3] „Ulrich von Hutten übt die Feder und das Schwert zu erwecken alte teutsche Erberkeit in Treu, Glauben und Warheit". Ain klägliche Klag an den christl. Röm. Keiser Karolum 2c. der erst Bundgenoß A. III.

Hoffnung setzten, bei lateinischer Schriftstellerei verharrt, als bereits überall um ihn herum die nationale Bewegung, die ihn neben Luther als ihren Hauptvertreter ehrte, in zahllosen deutschen Druckschriften sich äußerte. Es hat gewiß nicht an Stimmen gefehlt, welche dem von warmer Vaterlandsliebe beseelten Humanisten sein Verhalten verwiesen und den Versuch gemacht haben, ihn für deutsche Schriftstellerei zu gewinnen. In diesem Sinne erließ Jac. Köbel, Stadtschreiber und Buchdrucker zu Oppenheim, 1519 einen Mahnruf an seinen ritterlichen Freund, „der nicht allein der latinischen Zungen allerhöchste Erfahrung, sunder auch uß dem Brunnen der kriechischen reichlich getrunken, er möge seine hohe Kunst und Lehre unserer teutschen Zungen durch sein Translation auch ingießen, da er von der Gepurt ein sunder gut hochteutsche d. i. fränkische Sprach habe.“ Dieser vor der Nation ergangene Mahnruf, der vielleicht nicht vereinzelt geblieben ist, dürfte auf den ritterlichen Humanisten Eindruck gemacht haben; er rechtfertigt[1] alsbald seine lateinische Schriftstellerei, mit welcher er die „Kirchenhäupter gleichsam unter vier Augen habe warnen wollen“.

Latein ich vor geschriben hab,
Das was eim jeden nicht bekant —
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach
Zů bringen diesen Dingen Rach.

So wurden conservative Gemüter, die zu einer friedlichen Ausgleichung der Gegensätze hin neigten, in die revolutionäre Bewegung gezogen, welche jedem unabhängigen, jedem national gesinnten Kopf einen gewaltigen Einfluß auf die Tagesfragen und eine bleibende populäre Berühmtheit versprach. Unser Volk konnte trotz des Übermaßes deutscher Druckschriften nicht befriedigt werden; ungestüm wird auf das Recht der Laien gepocht,

[1] Strauß' Werke VII, 345; dazu das dort übersehene Vorwort Köbels zu seiner Schrift: „Ein zierliche Rede und Ermanung zu des großmächtigsten Carolo ꝛc.“

an dem göttlichen Wort selbst Anteil zu haben. An Luther ergeht die Aufforderung, er möge die Nation mit einer deutschen Bibel beschenken. „Lieber Herr Luther, schriben in unser Sprach zů dütsch die gotlich Wahrheit, uff daß wir einfältigen Laien ouch mögen lesen" (Karsthans bb 3 b) — solche Wünsche sind gewiß häufig in die Öffentlichkeit gedrungen.

Die Reformatoren hatten der lateinischen Schriftstellerei nicht ganz entsagt. Aber das große Publikum, das nun einmal warmes Interesse für alle kirchlichen und sozialen Streitfragen hatte, verzichtete keineswegs auf jene lateinischen Schriften. Um dem regen Wissensdrange der Laien zu willfahren, veranlassen Verfasser oder Verleger häufig deutsche Übersetzungen — so sehr hatte der Erfolg der reformatorischen Litteratur Publikum und Litteraten begeistert. Jetzt werden lat. Schriften von Luther, Hutten, Erasmus, Oecolampadius u. A. verdeutscht. Zuweilen äußern sich die Übersetzer auch über die Sprachbewegung. 1522 erscheint in Basel bei Adam Petri „ein schön Epistel Erasmi von Roterdam, daß die evangelisch Lehr von jederman soll gelesen und verstanden werden", worin uns der Übersetzer versichert, daß die Gelehrten und Scheingelehrten diejenigen lästerten, welche dem geistigen Bedürfnis des Publikums mit Übersetzungen entgegen kämen. Der Augsburger Buchhändler Dr. Sigismund Grimm ließ eine Schrift des Oecolampadius' 1521 ins Deutsche übersetzen und bat den Autor um eine Durchsicht und Genehmigung des deutschen Textes. Oecolampadius willigte ein; hätte — sagt er im Vorwort zur Übersetzung — bereits die lateinische Ausgabe den Zorn der Papisten erregt, so werde ihnen der Erfolg der deutschen Ausgabe noch größeres Ärgernis geben.

In demselben Verhältnis, in dem sich in den protestantischen Kreisen das Interesse für die deutschsprachliche Litteratur steigert, wächst denn auch der Mißmut unter den Katholiken. Um sich des gefährlichsten Gegners — der Volkssprache — zu erwehren, suchen sie Luther als Aufhetzer des Volkes zu brandmarken,

weil er sich der deutschen Sprache in seinen Schriften bediene. Deswegen griff Murner bereits 1520 anonym den Reformator an, wurde aber sofort von Matth. Gnidius[1] zurecht gewiesen. In Joh. Eberlins VIII. Bundesgenoß 1521 lesen wir, „daß viel deren sind, die verargen und unnütz achten die große Gob Gots, daß jetz so vil heilsams Ding in teutsche Sprach vertolmetscht wird" (H IIII); die Übersetzung einiger Schriften des Erasmus wird in Schutz genommen, und daß Dr. Luther und Herr Ulrich von Hutten deutsch schreiben, wird mit Rücksicht auf den gemeinen Mann gebilligt. Gegen diese Darlegung tritt aber im folgenden Jahre Murner in seiner Schrift von dem großen lutherischen Narren auf; im Hinblick auf Eberlins VIII. Bundesgenoß parodirt er die Motive der deutschen Schriftstellerei:

Wann wir Latinisch wolten lehren,
So wißten wenig, daß wir wären
Also groß Narren in dem Land
Und wären wenig Lüten bekannt.
Sunst so wir tütsch Büchlin schreiben,
Die Trucker das mit Gewinn vertreiben
Und füllen ihre Seckel damit:
Dasselb uns dann kann schaden nit.
Auch künnen wir mit tütscher Sprach
Unserm Spott baß kumen nach.
So seind der tütschen Wörter soviel,
Der sich keins latinischen lassen will.
Das Wort 'Schmutzkolb' und 'Hippenbůb'
Und auch dazů ein 'beschorne Růb'
Und andere Wörter dergleichen mehr,
Die tütschen Sprachen bringen her,
Die lassen sich gar latinischen nit.
Darumb wir schreiben tütsch damit
Und haben das darumb gethon,
Daß jede Dorfmetz ein mög hon

[1] Defensio Christianorum de Cruce 1520. Murner hatte in seinen anonymen Schriften von 1520 Luthers deutsche Schriftstellerei angegriffen, obwohl er nach der eignen Schriftstellerei und bes. nach dem Vorwort zu Utriusque Juris Tituli ꝛc. 1520 entschiedener Freund der Muttersprache ist.

Von unsern Büchlin, die wir lon
Den nüwen Christen zů gůt uß gon,
Und uff den Stuben bei dem Wein
Unser auch gedenken fein.
Auch haben wir das mit hohen Sinnen
Den Franzosen nit wöllen günnen:
Wär es Latin, sie würden es innen.
Darumb ich das zů tütsch beschreib,
Daß es im tütschen Lande bleib!

Ja wahrlich, wäre der Wunsch der Römlinge in Erfüllung gegangen, wir wären noch heute keine Nation von eigener selbständiger Bildung! Für die Emancipation von Rom war keine entscheidendere That denkbar, als die deutschsprachliche Bewegung, die von unserm Reformator ausging. Männer wie Murner hätten allerdings nichts lieber gesehen, als daß der Reformationskampf ein internationales Mönchsgezänk geworden wäre, von dem die deutsche Nation nichts erfahren hätte. Deßhalb aber treten zugleich auch die Freunde der Reformation mit aller Entschiedenheit für die deutsche Schriftstellerei ein; die Nation muß zu den großen Fragen der Zeit Stellung nehmen, muß in eigner Sache urteilen und entscheiden können. Wer lateinisch schreibt, macht ihr dieses Recht streitig. Daher wird Murner in einer schweizerischen Flugschrift wegen einer lateinischen Schrift angegriffen.[1]

Ein Respons schrybst du in Latin,
Die wär vil besser tütsch gsin:
So hätt der gmein Mann ouch erkennt,
Wie du doch habist den Esel gschändt.
Diewyl du aber das nit hast gthon,
So mag mencklich wol verston,
Daß du schrybst allein den Pfaffen.

Die Flugschriften jener bewegten Zeit sind voll froher Worte, daß die Opposition der katholischen Kreise gegen die deutsche Sprache erfolglos war. Sie legen damit Zeugnis ab,

[1] Der Rychstag in Scheibles Kloster VIII, 879; vgl. auch Jahrb. f. schweiz. Gesch. VII, 160.

daß thatsächlich das Latein der gefährlichste Feind einer nationalen Bildung und eines gedeihlichen Fortschritts war.

Es wäre ein vergebliches Unterfangen, wenn katholische Geschichtsschreiber die altgläubigen Kreise in der Reformationszeit der deutschsprachlichen Bewegung freundlich gesinnt darstellen wollten. Die ganze Stimmung der Zeit von 1519 bis 1525 beweist das Gegentheil. Überall vernehmen wir, daß die Papisten der Volkssprache feindlich entgegen stehen.[1] Ein wertvolles Dokument aus jener bewegten Zeit verdient in der deutschen Sprachgeschichte einen besonderen Platz. Es ist eine schweizerische Flugschrift von 1522, der gestryfft Schwitzer Baur betitelt. Sie erzählt, wie im vergangenen Jahre „ein Münch hat gepredigt in einer Stadt ein ganze Fasten und hat in allen sinen Predigen und Lehr sich erzöigt ein Hasser und Benider aller der, die tütsche Bücher lesen und hats gar ohn als Mittel für ein große Sünd und Irrsal und gar verworfen gehalten, als ob es Kätzery sy." Die Unterredung dieses altgläubigen Predigermönches mit einem Bauern, der selbst viel deutsche Bücher gelesen und sein Gesinde in ihnen unterrichtet hat, bildet den Inhalt dieser in unserer Sprachgeschichte bedeutungsvollen Schrift, die Karl Hagen (der Geist der Reformation I, 223) im Auszuge mitteilt.

„So ihr Priester deutsche Sprach gar verachtet, sagt der Bauer, als ob sie der Vernunft nicht gemäß sei und auch der göttliche Will vor den Laien soll beschlossen sein, frag ich euch:

[1] „Ihr Gelehrten, ihr Verkehrten haben uns Laien alle Ding mit dem Latin verschlagen, wie die Gauckler thunt — verschwind also der Wind, das keiner wiederfind — darumb verdreußt euch Pfaffen und Münch, daß man teutsche Büchlein truckt, darin ihr Hälung hervür bricht" Der Hurenwirt C. II.

> Darumb wollen sie nit haben,
> Daß man den lateinischen Buchstaben
> Brächte zu teutscher Zungen u. s. w.

(Kegelspill gepractiziert aus dem jetzigen Zwytracht des Glaubens 2c. 1522).

da Gott der Vater den ersten Menschen erschuf, ob er ihn nicht vollkommenlich hat erschaffen; denn dann hat Gott ihm auch erlaubt, in seiner Sprache seine Vernunft zu gebrauchen". — Mönch: „Du kannst aber hohe und subtile Dinge nicht verstehen". — Bauer: „Petrus, Andreas und die anderen Apostel sind auch einfältige Fischer gewesen, und es ist zu fürchten, daß die Subtilität viel hochgelehrte Doctores in den Abgrund der Hölle geführt habe". — Mönch: „Macht man auch Doctores in der teutschen Sprach" ? — Bauer: „Es ist wahr, in teutscher Sprach macht man kein Doctor; aber in latinischer Sprach krönt man vil Esel aus der Täschen. Es ist die größte Irrung, daß sie den Laien verbieten, die helge Geschrift in teutsch zu lesen. Ich mein, min Sprach, die mit mir ufgewachsen ist, sy mir wäger dann ein andere; dann die angeborne Sprach ist allwegen beherziger."

Mit diesem Siege der Reformation und der deutschen Sprache war ein großer Teil Deutschlands für immer aus den Netzen mittelalterlich-katholischer Geistesknechtung befreit. Die alte Geistlichkeit, die früher den Laien geistige Nahrung knapp zuzumessen gewöhnt war, ist jetzt auch von der Bibelgelehrsamkeit protestantischer Laien überholt und in der eignen Geistesarmut bloßgestellt. Eine neue Bildung bricht an. Beichtbücher und Decretalien sind nicht länger die Hauptnahrung für die geistig armen Laien. Die Flugschriften der Zeit geben uns einen Einblick in die große Kulturbewegung. „Syben frumm aber trostlose Pfaffen klagen ihre Not ainer dem andern", so lautet der Titel eines Pamphlets in Dialogform; da klagt ein alter Geistlicher: „Die Welt wird täglich gelehrter und ains bessern Urtails; die Kind in der Schůl post fornacem lernen jetz besser Ding dann zu unsern Zeiten, die in primo loco saßen. Der teutschen Biecher werden vil, und in teutscher Sprach findt man jetz alle gotliche und menschliche Weisheit. Vor Zeiten was Dormi Secure, Thesaurus Novus, Postille Guilhelmi, Discipulus, Pomerius etc., ja Gabriel, Oliverius,

Summa Predicantium etc. gute Biecher; jetz achtet man ihr nicht“ (B III).

In ähnlicher Weise veranschaulicht uns Simon Hessus 1521 in einer titellosen Streitschrift, die zu Zähringen im Breisgau erschien, den Umschwung, den unsere nationale Bildung durch Luther damals erfuhr. „Es ist dem römischen Hof nit fast nutzlich, daß die teütschen Gesellen anfangen witzig und gelert zu werden und bei einem Pünktle ußrechnen, wie es zugegangen sei im Anfang der christlichen Kirchen. Der römisch Hof mocht wol leiden, daß die Teutschen gar nichs lesen dann das Decret, Decretal und was zu Rom gemacht wird. Dann jetzund die trunken Teutschen den Wein ußgeschlafen haben und gelehrt werden und wöllen anfahen die Sach zu grob versteen. Wären sie blieben beim Alexander in der Grammatik, bei dem Cölnischen Copulat in der Logik, bei dem Thoma in der heiligen Geschrift, bei dem Carolo und Pontio Pilato in der Rhetorik und hätten sich der kriech. Sprach, des heiligen Evangelium, Pauli, Hieronymi und der alten Herren sich nichs angenommen, so wären sie noch frumm, schlecht und gehorsam Sün des Papsts; und wenn ein Brief oder Mandat von Rom käme, so hielten sie hoher und mehr darvon dann von dem Evangelio. Item wenn Indulgentz kumpt, so suchen sie die alten Plappert herfür und schickens gen Rom. Da kann man dieselben ußballiren und prauchen. Und so lebte Rom in friedsamer Posseß der Schaf. Wenn das Schaf aber nit Wollen geben wolt, erschreckte man das selbig mit einem greüßlichen harten Donnerschlag einer Bullen, so gab es aber etwa lang Milch und Wollen. Hättest du den Kopf nit herfür gereckt uß Mitternacht und hättest die vollen und groben Teutschen lassen ihre Köpf zerbrechen über dem Beichtbüchle und dem Decretal, so hätten sie nit so viel Weil und Zeit gehabt, das heilig Evangelium zu ergründen und auch also eben erfaren, wie es zu Rom zu gat. Das grob teutsch Volk hätt sein stumpfe Vernunft noch nit also gespitzt und so ernstlich gebraucht, zu erfahren die Speculatz der römischen Freiheit oder Kirchenfreiheit und hätt

solichen Dingen noch lang nit nachgefraget. Aber jetzund sein die Teutschen also spitzig und ganz sinnreich geworden in der hlg. Geschrift, daß zum dicker Mal ein Laie mehr rechter gründlicher Geschrift kann dann die Leut, die Infuln uf dem Haupt tragen, als ob sie das alt und neue Testament können, das sie oft nit ansehen in dreien Moneten". Es war zugleich ein Kampf um das Nationalitätsprinzip. Deutsche Pfründen, weltliche wie kirchliche, waren nicht selten von Ausländern besetzt, die der deutschen Rede nicht mächtig waren. Wir hören von katholischen Geistlichen, von Bischöfen, von Kaisern, die der deutschen Sprache unkundig waren. Die Freunde der Reformation verlangen Abhülfe. Da verlangt eine in Straßburg 1521 ausgegebene Flugschrift, „daß kein Frembder oder Ausländischer, der mit der tütschen Sprach dem Volk nit vollkommenlich kann predigen, lesen und verstehen, hinför nicht mer möge erlangen und ausbringen Gerechtigkeit, Gewor oder Besitzung zů geistlichen Wirden, Ampten, Lehen und Pfrůnden teutscher Nation und daß sie billich für untöchtig darzů sollen geacht werden" (Etlich Artickel Gottes Lob und des heiligen Römischen Reichs und der gantzen Nation Ehre und gemeynen Nutz belangend). Eine andere Flugschrift verlangt das gleiche — „teutsch Pfründen den Teutschen allain zu leychen"; sie solten fortan nicht mehr übertragen werden an „ungelehrte, untüchtige, ungeschickte Leute, die auch teutscher Sprach unwissend seind". (Die Beschwerungen des hailigen Rö. Rey. und besonderlich gantz teutscher Nation vom Stůl zů Rom u. s. w. B IIII). Mit gleicher Erbitterung sehen unsere Patrioten, wie Rom Privilegien austeilt, an deren Besitz uns Deutschen vil gelegen sein mußte. Ein römischer Drucker besaß ein zehnjähriges Privilegium des Papsts für Tacitusausgaben; und Hutten (Gesprächbüchlein G III) konnte keinen Drucker finden, der trotz päpstlicher Bulle und römischer Legaten eine Ausgabe ausgeführt hätte.

So wurde auf allen Gebieten für Deutschtum und Mutter-

sprache gekämpft. Mit dem Siege des Protestantismus hatte die Volkssprache eine früher nie geahnte Bedeutung erhalten. Es ist nicht unsere Aufgabe, die späteren, wechselvollen Schicksale des Deutschen im Gottesdienst darzustellen. Vom Standpunkt der deutschen Sprachgeschichte war es keine ernste Gefahr, als das Leipziger Interim von 1548 dem Latein in der Liturgie wieder den breitesten Raum zu sichern versuchte.[1] Mochte auch das Tridentiner Concil von neuem wieder die alte Abneigung der römischen Kirche gegen die Volkssprachen kund thun — es konnte an der Thatsache nichts geändert werden, daß das Latein aus seiner fast tausendjährigen Herrschaft in Deutschland endgültig verdrängt war.

Der Fluch der Barbarei, mit dem noch Luthers Zeitgenossen die deutsche Sprache brandmarken, verstummte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Waren bis dahin deutsch und barbarisch (barbare) als Gegensatz zum Latein gleichwertige Begriffe, so trat fortan die stolze Benennung der deutschen 'Haupt- und Heldensprache' auf, die fast durch zwei Jahrhunderte den Freunden deutscher Sprache geläufig bleibt. Die Volkssprache, die durch den Protestantismus die kirchliche Weihe erlangt hat, ist zum Range einer Hauptsprache erhoben, seitdem „Gott, der in allen Sprachen gelobt sein will, auch in unserer Sprache Wunder wirkt". Gleichzeitig tritt das Wort 'Muttersprache' auf, das den Gefühlen der Nation für ihre Volkssprache den innigsten Ausdruck verleiht (s. unten S. 46).

[1] Ich verweise nur auf das wertvollste Dokument dieser Zeit: 1560 veröffentlichte der Hamburger Prediger Joachim Westphal in Magdeburg „zwo Predigen gethan aus dem Evangelio Matth. 21, 1, daß man in der Kirchen alles in gemeiner bekannter Sprach lesen und singen soll; auch was für große Schäden aus der jetzigen Veränderung der deutschen Sprach in Lateinisch in den Kirchen erfolget." Nach Geffken 'die ndd. Gesangbücher des 16. Jahrh.' S. IX könnte es scheinen, als ob diese beiden Predigten nie gedruckt worden seien.

## 2.

# Maximilian und seine Kanzlei.

Von je her hatten auf dem deutschen Sprachgebiet Lautbewegungen gewirkt, welche der Einheit der continentalen Germanen so gefährlich waren wie die politische Zersplitterung in Stämme. Im 6. Jahrhundert war von dem langobardischen Oberitalien aus eine Bewegung bestimmter Consonanten über die Alpen gedrungen und hatte die oberdeutschen Landschaften, dann auch Mitteldeutschland ergriffen, um schließlich die niederdeutsche Sprachgrenze zu schaffen. Ähnlich dieser Bewegung der Lautverschiebung hatte auch der Vokalismus der Tonsilben eine Umgestaltung erlitten, welche um 400 von Norden her nach Süden vordrang und bedeutsame Scheidelinien schuf: die Erscheinung des Umlauts, die in der geschichtlichen Zeit bestimmte geographische Fortschritte von Norden nach Süden macht und zum Teil auch geographische und chronologische Etappen abgibt. Diesen gewaltigen Lautbewegungen, welche zahlreiche charakteristische Lautunterschiede in unsern Mundarten erzeugt haben, vergleicht sich in späterer Zeit eine Erscheinung, die wir durch Wilh. Braune[1] als ein sprachliches Naturereignis aufzufassen gelernt haben. Es ist die Diphthongirung der alten ī ū ǖ (iu) zu ei au eu, die für die Entstehung unserer modernen Schriftsprache von der größten Bedeutung ist.

[1] Vgl. seine und H. Pauls Beitr. I, 37.

Wie Umlaut und Lautverschiebung drohte diese lautmechanische Strömung neue mundartliche Grenzen zu schaffen und damit die sprachlichen Unterschiede der Landschaften zu vermehren. Und so geschah es auch, bis schließlich der neue Vokaltypus zum Charakter der Schriftsprache erhoben und die zahlreichen Dialektunterschiede, welche durch lautmechanische Prozesse hervorgerufen waren, durch eine höhere Einheit unschädlich gemacht wurden.

Derselbe Prozeß hatte sich in England vollzogen; auch hier hatte er mundartliche Gegensätze erzeugt; auch hier war die Spracheinheit der angelsächsischen Landschaften in Gefahr, einem bunten Sprachengetümmel zu weichen, wenn nicht hier wie allerwärts das alte Gefühl der ethnologischen Einheit zu einem einheitlichen Sprachtypus geführt hätte, der erst für den litterarischen, dann auch für den mündlichen Verkehr unentbehrlich wurde. Die englische Sprachgeschichte deckt uns die Consequenzen jenes Prozesses der Diphthongirung auf und beleuchtet die Erscheinungen des Continents. Der ununterbrochene Zusammenhang der schriftlichen Tradition führte in England zu jenem auffälligen orthographischen Typus, der dem Schriftenglischen eigen ist: man schreibt i, obwohl man ei spricht, auch in der modernen Zeit mit den traditionellen Lautzeichen; ou ist im Neuenglischen als Lautzeichen geblieben, obwohl das gleiche Zeichen im Mittelenglischen für den Lautwert ū üblich war. Die graphische Entwicklung der modernen englischen Einheitssprache ist also nicht mit der modernen Lautentwicklung vorangeschritten, sondern auf dem Niveau der mittelalterlichen Sprache stehen geblieben.

Dieselbe Möglichkeit, welche durch das ablehnende Verhalten der nicht diphthongirenden Mundarten begünstigt wurde, stand auch uns offen. Weniger conservativ gesinnt und den Bruch mit der Tradition nicht scheuend, entschied sich der Deutsche für die zweite Möglichkeit, den modernen Diphthongirungen graphisch gerecht zu werden. In den ersten Zeiten

des siegreichen Lautprozesses mochte allerwärts der Bruch mit der orthographischen Tradition schwer werden. Wirklich drohte uns — aber nur vorübergehend — jenes System von Lautdarstellung, das im heutigen Englisch herrscht. Dies wissen wir seit einer schönen Untersuchung Hermann Fischers in Stuttgart[1] vom Gebiet der schwäbischen Mundart, wo um 1500 i geschrieben wurde, als bereits ei gesprochen wurde. Und so wird allerwärts der rein lautliche Prozeß etwas früher anzusetzen sein als seine graphische Spiegelung in unserer modernen Orthographie.

Um 1200 scheint dieser Prozeß im Südosten Deutschlands begonnen zu haben; schon zur Zeit des klassischen Mittelhochdeutschs bestehen die neuen Diphthonge. Im 13. Jahrhundert werden sie in Niederöstreich heimisch und im 14. Jahrhundert gewinnen sie ganz Oestreich. Prager Rechtsdenkmäler von 1324 zeigen bereits ei au eu; zwischen 1330—1350 werden sie daselbst ganz durchgeführt. Auf der Grenzscheide des 14. und 15. Jahrhunderts erobert der Prozeß Schlesien und Obersachsen; in Meißen werden etwa um 1400 die neuen Diphthonge häufig; aber erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind sie schriftlich allgemein durchgeführt. Baiern und Ostfranken werden im 14. Jahrhundert von der Lautbewegung ergriffen; um 1400 dringt sie über den Lech nach Schwaben, wo der mechanische Prozeß bereits um 1490 abgeschlossen gewesen sein muß, wenn graphisch das alte Vokalsystem auch noch etwa 50 Jahre weiter lebt. Von Baiern, Ostfranken und Schwaben aus zieht sich die Bewegung zum Untermain und Mittelrhein, wo sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchdringt.

Es sind große Teile Deutschlands von diesem mächtig vordringenden Prozeß nicht betroffen. Am Oberrhein bleiben bis heute in den Mundarten die alten ī ū ǖ; auch Hessen,

[1] Vgl. seinen Aufsatz über das Hechinger Latein in der Württembergischen Vierteljahrsschrift 1885, 229. Es wird dort nachgewiesen, daß und warum einzelne Schwaben damals lateinisch dies, qui als deies, quei ausgesprochen haben.

Thüringen, das nördliche Mittelfranken sind von der Bewegung nicht erfaßt worden; Niederdeutschland ist dem Charakter seiner Consonanten gemäß auch im Vokalismus dem alten Typus treu geblieben. Auch im baierischen Algäu fehlen die modernen Diphthonge. In der Schweiz sind einige Ansätze zu der neuen Lautbewegung zu beobachten; mehrere schweizerischen Mundarten zeigen ei statt î im Wortauslaut, z. B. drei, frei (neben verbreiteterem schweizerischen drî, frî); und dabei ist besonders auffällig, daß z. B. in Bern dieses ei in drei frei zusammengefallen ist mit ei von stein und bein. Denn in allen übrigen Dialekten, wo wir den modernen Diphthongen ei für mhd. î antreffen, fällt er in der Aussprache nie mit dem alten ei z. B. von bein stein zusammen. Hierin unterscheidet sich unser heutiges Schriftdeutsch von unsern Dialekten; hier ist der graphische Zusammenfall der beiden ei auch für die Aussprache verhängnisvoll geworden.

Im 15. Jahrhundert, wo die mundartliche Aussprache noch uneingeschränkt herrschte, war somit Deutschland in zwei Teile geteilt; Norddeutschland und Südwestdeutschland hielten an dem alten Vokalbestande fest. Das östliche Mitteldeutschland und der größte Teil von Süddeutschland haben durch jenen mechanischen Prozeß einen neuen Lautcharakter angenommen; da gelten mein und dein für die alten mîn und dîn, Haus und Maus für Hûs und Mûs, Leute und heute für Lûte und hûte.

Die Donaulande beherrschte dieser neue Sprachtypus mehr als zweihundert Jahre vor Luthers Auftreten. In den Kanzleien der baierisch-öſtreichischen Städte blüte er und fand von hier aus eine weitere Verbreitung über seinen eigentlichen geographischen Bereich hinaus. Zumal unter Maximilian gewinnt die Sprache der kaiserlichen Kanzleien, der das neue Deutsch seine schnelle Ausbreitung verdankt, das Ansehen einer Autorität, die auch unser Luther selbst anerkannt hat; und bald verweist die

aufblühende deutsche Grammatik auf den Kaiser und den Reformator als die Richtschnur deutscher Sprachart.

In der That, Maximilian gebührt neben Luther eine hervorragende Stellung in unserer Sprachgeschichte. Als letzter Repräsentant des Rittertums läßt er die deutschen Epen unseres Mittelalters sammeln; die überaus wertvolle Handschrift, die er niederschreiben ließ, ist ein letztes Zeugnis für die Fortdauer der höfischen Tradition. Er setzte hohe Belohnungen aus für den Nachweis altdeutscher Sprachdenkmäler. Der Verfasser des Theuerdank und des Weißkunig ist der Mittelpunkt der Litteratur in der Volkssprache; zahlreiche Übersetzungen aus dem klassischen Altertum sind dem Kaiser gewidmet. 1507 erscheint eine Verdeutschung von Cäsars Schriften, die der Elsässer Ringmann dem Kaiser zueignet. 1507 (1505) trägt die Livius-Übersetzung Bernhard Schöfferlins den Namen Maximilians. 1511 (1529) erscheint eine Vegetiusübersetzung mit einer Widmung an Maximilian. Die erste Verdeutschung von Virgils Aeneis, welche den Dr. Murner (1515) zum Verfasser hat, ist dem Kaiser gewidmet.

So steht Maximilian im Mittelpunkt einer deutschsprachlichen Litteraturbewegung. Er regt Übersetzungen an; ja er sucht Verleger zur Übernahme solcher Werke zu vermögen. So bestimmt er den Nürnberger Drucker Koberger 1502 „das Püch der himmlischen Offenbarung der heiligen Wittiben Brigitte“ zu drucken, das Waldauff von Waldenstein für ihn aus dem Latein übersetzt hatte (O. Hase die Koberger [2] 178).

Wir glauben uns durch solche Thatsachen die Berechtigung erworben zu haben, auf des Kaisers Anregung auch die Anfänge theoretischer Normirung der Sprache zurückzuführen. Eine alte Überlieferung, die bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zu verfolgen ist,[1] legt dem Kaiser große sprachliche Reformvorschläge bei, an deren Verwirklichung der Tod ihn gehindert hat. So

[1] Vgl. Theod. Biblianders De ratione communi omnium linguarum. Zürich 1548 d 2.

soll auch sein Hofkaplan Ladislaus Suntheim an einer „Descriptio linguae vulgaris per superiorem Germaniam“ gearbeitet haben. Und der östreichische Protonotar und Landschreiber Hans Krachenberger (Gracchus Pierius) schrieb unter Maximilian ein „opus gramaticale de lingua germanica certis adstricta legibus“, das freilich nicht vollendet und auch nicht veröffentlicht wurde. Das höchste Ansehen aber in sprachlichen Dingen genoß der kaiserliche Kanzler Niclaus Ziegler, dessen Namen und Schreibart zahlreiche Urkunden weithin durch Deutschland verbreiteten.

Bis auf Maximilian treffen wir eine consequente Schreibart bezüglich der Consonantendoppelungen. Überall treten in Urkunden Schreibungen wie Hellffershellffer, wie Czeytten (Zeiten), weitter, Pottschafft u. s. w. auf; vgl. E. Wülcker Germ. 28, 195. Aber seit 1500 scheint eine strengere Orthographie durchzudringen. Und besonders die von Niclas Ziegler gezeichneten Urkunden zeigen ein erfolgreiches Bestreben, die unnötigen Consonantenhäufungen, zumal cz zu meiden. Er schreibt Zeiten, Helfer; nur die unvermeidlichen nn (unns) herrschen auch bei ihm. Sonst sehen wir in seiner Sprache die Charakteristika des baierisch-östreichischen Dialekts: das häufige kh im An- und Inlaut; sl, sw, sn für schl, schw, schn (swebisch, Ratslag); anlautendes p (Pot 'Bote'); das Suffix -nuss; synkopirte Formen wie Glaub, Nam für Glaube, Name. Nur in Bezug auf das baierische ai ist N. Ziegler nicht so consequent wie die übrigen Kanzler des Kaisers.

Wenn bald auf allen Gebieten das Lob der Maximilianischen Kanzlei erschallt, so kann es sich kaum auf die Lautgebung beziehen; denn diese deckte sich im wesentlichen mit der Mundart der Donaulande. Jene Reformen in der Orthographie scheinen den Kanzleiräten Maximilians sprachliche Anerkennung verschafft zu haben. In den Litteraturdenkmälern jener Zeit beginnt etwa mit 1500 eine größere Regelung der Schreibweise, besonders mit Rücksicht auf die Doppelungen der Consonanten.

Hatten früher die maßlosen cz, tt, ff, gk, gck den Drucken ein abstoßendes Äußere gegeben, so beginnt noch unter Maximilian eine straffere Schreibung, und wenn Luther und die Zeitgenossen seinen orthographischen Normen folgen und auf ihn als Sprachnorm verweisen, so dürfte sich kein anderes Gebiet aufweisen lassen, worin sie auf ihn zu verweisen hätten.

Der großartige Einfluß der kaiserlichen Kanzlei auf die übrigen Kanzleien und auf die Druckereien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist zu wichtig, als daß wir auf eine eingehendere Darstellung der Litteratursprache in den Donaulanden verzichten dürften. Sie schien bestimmt jene Bedeutung für unsere Kulturentwicklung zu erlangen, die wir später der Sprache unseres Reformators beilegen werden. Durch die kirchlich-sociale Revolution wurde jedoch die schnelle Laufbahn der Donausprache gehemmt. Ihre Bedeutung war gebrochen, nachdem Wittenberg der geistige Mittelpunkt Deutschlands wurde. An die Stelle jener mit Maximilians Kanzlei verwachsenen Sprache der Donaulande trat eine neue Autorität, welche trotz der östreichischen Reichsregirung siegreich durchdringt. Aber gerade die Thatsache, daß die autoritative Stellung der Kanzleisprache in der Litteratur durch die Wirkungen der Reformation abgelöst wurde, verlangt einen Überblick über die ältere Litteratursprache: wir müssen ihren Charakter darlegen, um ihr den verwandten, aber doch selbständigen Typus der reformatorischen Sprache gegenüberstellen zu können. Wer die Folgen der Reformation völlig ermessen will, muß die maßgebenden Factoren des früheren Regimes kennen. Das gilt auch von der Sprache.

Ein Denkmal vergegenwärtigt uns in besonders schlagender Weise die Bedeutung der Maximilianischen Kanzlei und ihre Normen. Es ist Ecks katholische Bibel (Ingolstadt 1537), der Luthers Übersetzung, zumeist in der Emserschen Überarbeitung, zu Grunde liegt.

Diesem Text, der eine Vergleichung mit der neuen mitteldeutschen Litteratursprache herausfordert, legen wir darum be-

sonderes Gewicht bei, weil er unter andern Umständen wohl berufen gewesen wäre, den steigenden Einfluß von Luthers Bibelsprache zu durchbrechen und dem durch die Reichsregirung vertretenen Sprachtypus die gefährdete Hegemonie zu sichern. Eck beruft sich zudem für seine Sprache auf die Autorität des kaiserlichen Kanzlers Niclas Ziegler. „So auch etwas an rechter Form zů schreiben und Orthographei gelegen im Teütschen, hab ich mich deren beflissen und mich die gemain Kanzlerschreiber nit irren lassen, die lützel Aufmerkens und Judici darauf haben, wie dann treffenlich Herr Niclas Ziegler bei kaiserlicher Majestät hochloblicher und untödtlicher Gedächtnus Kaiser Maximilian das Teütsch nach rechter Art und regulirter Orthographie hervürbracht hat; wie sollichs Ewer Gnaden als dozemal fürnämsten K. M. Rat[1] daß bewißt, dann ich anzaigen kann. So ist doch im Truck die Orthographei, die ich für beständig geacht, nit allweg gehalten worden, deßhalb ich nit viel darvon disputiren will.“ Auch für das neue Testament, dem Emsers Bearbeitung zu Grunde liegt, hält Eck jene Norm fest. „Ich hab sein Translation verhand genummen und auf Hochteutsch mit Worten und Syllaben verstellt“ — so kennzeichnet Eck sein Verhalten zu Emser.

Seine Revision erstreckt sich also auf Lautlehre und Wortschatz. Für Eck ist der baierisch-östreichische Vokalismus maßgebend; er schreibt nach gemein oberdeutscher Weise B r ů d e r, g ů t, t h ů n, wo das md. ū in Luthers und Emsers Texten steht (B r u d e r, g u t, t h u n); baierisch-östreichisch sind seine ai in Worten wie B a i n, S t a i n, h a i l i g, r a i n, z a i g e n (Luther und Emser B e i n, S t e i n, h e i l i g, r e i n, z e i g e n); Eck unterscheidet ů üe (f ü e r e n, F ü e ß, B r ů d e r, r ů r e n) von ü (ü b e r, v e r k ü n d e n), während Emser und Luther beide Laute nach mitteldeutscher Weise zusammenfallen lassen. Die oben

[1] Diese Worte stammen aus der Widmung an den Cardinal Mathäus Langius, Erzbischof zu Salzburg (1519—1540), den Eck als die rechte Hand Kaiser Maximilians charakterisirt.

besprochenen Diphthongirungen (Wein, mein, Haus, Heuser u. s. w.) sind natürlich ebenso bei Eck wie in der Sprache des östlichen Mitteldeutschlands durchgeführt.

Das allgemeine oberdeutsche Gesetz, das die auslautenden e vernichtet, hält Eck ein, wenn er die Plurale Schätz, Dieb, Wölf, Frücht, Wind oder Singulare wie Aug, Speis, Balk, Red anwendet, wo Luther und Emser Schetze, Diebe, Wolfe, Früchte, Winde — Auge, Speise, Balke, Rede ihrer mitteldeutschen Mundart gemäß anwenden. In der Ingolstadter Bibel finden wir ir werdt (= ihr werdet), beklaidt (= bekleidet), verschit (= verschüttet), redt (= redet). Für Heupt, erleuben, gleuben, erbeiten bei Luther und Emser hat Eck umlautslose Haupt, erlauben, glauben, arbeiten; jene haben stehen, gehen — dieser stan, gan (Imperativ gang, stand); jene gelart, rufen dieser gelert, rüefen. Für die mitteldeutschen o-œ vor Nasalen in König, Son, komen, konden, sonder — so bei Luther und Emser — hat Eck die alten u und ü: Künig, Sun, kumen, kunden, sunder. Sein versöhnen für das mitteldeutsche versühnen verdient besondere Beachtung. Sonst verzeichne ich aus Ecks Bibel Schüepe 'Schuppe'; Saul 'Säule'.

Bei Zeitwörtern wie treiben, steigen hat der Baier bereits die neuen Perfekta stig, trib, schri, blib gegen die alten steig, treib, schrei, bleib bei Emser und Luther; diese haben ich war — ich hatte, Eck hat ich was — ich het. In der Ingolstadter Bibel treffen wir die Endung -nuß gegen das mitteldeutsche -niß: baier. Empfangnus, Gezeugnus, Verdammnus. Dazu kommen die großen Abweichungen im Wortschatz;[1] Eck hat alle Worte beseitigt, die „den Oberländischen nit gemain" sind; Zeitworte wie freien, vertrauen, gehorchen, ernten, die Emser und Luther gebrauchen, ersetzt Eck durch zur Ehe

[1] Weiteres über Ecks Wortschatz s. im 6. Aufsatz.

nehmen, vermählen, gehorsam sein, schneiden. Für die mitteldeutschen Hauptwörter Grenze, Seuche, Lappen, Scheffel, Scheune, Matte (Motte), Hubel, Schleuche, Splitter hat die Ingolstädter Bibel Gegend, Krankhait — Siechtum, Bläß, Metz, Schabe, Scheure, Bühel, Saumheut, Agen. An syntaktischen Eigentümlichkeiten beachte man, daß Eck ihn, ihm gegen das mitteldeutsche sich als Reflexivpronomen, mögen gegen Luthers können verwendet.

Sonst fällt uns eine leidlich consequente Orthographie auf, die sich besonders im maßvollen Gebrauch der Doppelconsonanten äußert.

Unter Maximilian begann wie die Regulirung so auch die Ausbreitung einer modernen Sprache. Früher hatte Augsburg in seiner Kanzlei wie in seinen Druckereien der lokalen Mundart wichtige Züge entnommen, die uns in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entgegentreten: da herrscht au für â z. B. in den Augsburger Reichstagsakten von 1474 — Legaut, nauch, wolbedaucht für Legat, nach, wolbedacht (Germ. XXVIII, 198). Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts gewinnt die Kanzleisprache der Donaulande dort Eingang; der Augsburger Chronist Werlich 1595 verlegt in das Jahr 1501 die sprachliche Reorganisation (Fleckeisens Jahrb. CXXIV, 18). Ältere Augsburger Drucke zeigen Lautformen, die von der durchdringenden Norm der Maximilianischen Kanzlei völlig abweichen. In der Aurea Biblia, die etwa 1475 unter dem Titel „Die deutsch guldin Bibel nach ordnung des ABC" in Augsburg gedruckt wurde, wird gewechselt zwischen dem alten und dem neuen Vokalismus: Haus und Hus, Fleiß und Flyß, Teufel und Tüfel kommen neben einander vor; aber vor allem herrschen die ou au (selten ô) für echtes â: Strouff 'Strafe', strouffen 'strafen', frougen 'fragen', gouben 'sie gaben', Schouff 'Schaf', haut — haust 'hat — hast'. In den meisten Augsburger Drucken aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts wuchert dieses ou au, das mit der Blüte der Maximilianischen Kanzlei, nach

dem obigen Chronisten mit dem Jahre 1501 in Augsburg ausstirbt. So haben fortan die dort gedruckten Werke diese ou nicht mehr. Es stimmt z. B. der Lautcharakter der Augsburger Bibel von 1518 im ganzen mit den Gepflogenheiten der Kanzlei und Ecks überein: uo, üe, â (nicht ou), ö (für ę), ai (für echtes ei). Auch in der Augsburger Prophetenübersetzung von 1523, die Dr. Caspar Amman zum Verfasser hat, kehren die alten Augsburgischen ou nicht mehr wieder; es heißt hat, Straff, Gaben; die aspirirten kh (Khinder, erkhennen, kheren, khünden) sind vorherrschend; ai im rain, klain, Stain ist selbstverständlich; ö für e (sötzen, röden, Föls, Khöttin, gögen u. s. w. für setzen, reden, Fels, Kette, gegen) ist sehr zahlreich. Das sw sm sn sl der baierisch-östreichischen Kanzlei begegnet allerwärts; ich verzeichne z. B. aus einer gedruckten baierischen Leichenpredigt von 1544 Swalb, Smertz, sweigen, sließen u. s. w. Derselbe Text bietet Begengnus, Bekentnus, Begrebnus, Bekömmernus; ebenso Buech, Bluet, Beruef. Aus zahlreichen Texten der Donaulande läßt sich versöhnen belegen; vereinzelt begegnen khön, grön, berömt — berömen.[1]

Überhaupt im ganzen Donaugebiet gewinnt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die durch Maximilians Kanzler regulirte Sprachnorm an Allgemeingültigkeit. Der Unterschied von ei und ai, von uo und u, ue und ü, ie und i wird stets eingehalten; die am Schluß des 15. Jahrhunderts überwuchernde Fülle von graphischen Doppelschreibungen der Consonanten hört allmählich auf. Die Rohheit in der Orthographie der Drucker und Schreiber weicht einer strengen Norm, die in den Jahren der Reformation für die Donaulande gilt.

[1] Vgl. Weinholds baier. Gramm. § 59 Anm., wo freilich das in unsere Schriftsprache übernommene versöhnen fehlt. Zu dem § 111 wären aus Eck mehrfache Fuir 'Feuer', huit 'heute', Zuigen 'Zeugen', er fluißt, gebuit, fluicht, zuicht nachzutragen als Belege aus dem 16. Jahrhundert.

## 3.

# Luther und die deutsche Sprache.

Ich glaube nicht, daß die Frage berechtigt ist, ob wir mit Luther unsere neuere Sprachgeschichte beginnen, seine Sprache wirklich als neuhochdeutsch bezeichnen dürfen. Aber diese Frage ist aufgeworfen worden von einem der hervorragendsten Vertreter deutscher Sprachwissenschaft und mit „nein" beantwortet. Scherer hat die 300jährigen Epochen seiner Litteraturgeschichte, seine männlichen und frauenhaften Perioden auch auf unsere Sprachgeschichte übertragen:[1] an seine litterarische Übergangsperiode von 1350 bis 1650 hat er eine sprachliche Übergangsperiode geschlossen; seine Neuzeit für Sprache und Litteratur datirt er von 1650. Luther ist ihm der Höhepunkt, das Kraftcentrum der Übergangszeit, Schottel eröffnet das Neuhochdeutsche.

Hiermit erhält, glaube ich, weder Luther noch Schottel eine richtigere Stellung in unserer Sprachgeschichte, als ihnen bis vor zehn Jahren allgemein und widerspruchslos zuerkannt wurde. Wird man schon die Gründe vermissen, die dem Wolfenbüttler Hofrat und professionirten Sprachreiniger einen so hervorragenden Platz im Beginn unserer neuen Kulturentwicklung zuweisen, so fehlt es anderseits überhaupt an Thatsachen, die uns bestimmen könnten Luther aus seiner kulturgeschichtlichen Position verdrängen

[1] Vgl. bes. Anz. f. d. A. I, 194.

zu wollen. Schon die gewaltige folgenreiche Energie, mit der er das mittelalterliche Latein der Kirche und die litterarische Knechtung Deutschlands aufhebt, stellt ihn in den Beginn der Neuzeit. Der Reformator, der mit seiner welterschütternden Thätigkeit das gesamte geistige Leben der Nation umgeschaffen, hat durch die Entdeckung der Muttersprache einen sprachgeschichtlichen Erfolg errungen, wie in Deutschland niemand vor oder nach ihm.

Wer die bewegte Stimmung jener stürmischen Zeit kennt und die allgemeinen Zustände vor und neben Luther im ganzen Leben der Nation vorurteilslos würdigt, der kann sich bei einiger Umsicht nicht gegen die Thatsache verschließen, daß damals und zwar durch Luther die Entscheidung geschah, welche unserer Muttersprache die gebührende Stellung eroberte. Aber es kommen noch weitere Gesichtspunkte in Betracht. Unsere jetzige Schriftsprache ist im wesentlichen mit der Sprache des Reformators identisch, welche früh zur Norm für Deutschland überhaupt gemacht ist. Nicht die Sprache Niederdeutschlands oder der Schweiz erlangte die Hegemonie; die Zukunft gehörte auch nicht dem baierisch-östreichischen Dialekt, der zur Herrschaft über Deutschland durch das Reichsregiment wie berufen schien. Das Meißnische oder Obersächsische, das durch Luthers Bibel klassisch wurde, ist die Mundart, aus der das Schriftdeutsch damals hervorging und in der Folgezeit sich stets regenerirte. —

Zielbewußt ging unser Reformator auch für die Muttersprache vor. Die Zeitgenossen schon bewunderten ihn, wie er bei hervorragenden Anlässen die Stellung der deutschen Sprache betonte. Nicht einmal in den Stunden schwerster Prüfung auf dem Wormser Reichstage vergaß er seine sprachliche Mission. Damals richtete der kaiserliche Beamte an ihn seine Fragen erst in lateinischer, dann in deutscher Sprache; aber Luther antwortete zuerst deutsch, dann lateinisch — eine Kühnheit, von der alsbald ein fliegendes Blatt[1] der Nation Kunde gab. So

[1] Römische Kaiserliche Majestät Verhörung, Rede und Widerrede Dr. M. Luthers: „der Official, so zu den Reden verordnet, gebraucht allwege

trat Luther im Beginn seiner weltbewegenden Thätigkeit auf. Schon längst hatte er die Notwendigkeit erkannt, die Muttersprache zur Hauptvermittlerin göttlicher Lehre zu machen. Schon in einer seiner ersten schriftstellerischen Leistungen äußert er sich in diesem Sinne. In seiner Ausgabe des Buches von der deutschen Theologie 1516 sehen wir ihn freudig bewegt, daß er in deutscher Zunge seinen Gott also höre und finde, wie er ihn bisher nicht gefunden habe — weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zunge. So war schon 1472 ein Geistlicher, der „die 24 guldin Harpfen" aus dem Lateinischen übersetzte, für deutsche Erbauungsbücher eingetreten; niemand solle sich durch ihre sprachlich-stilistische Rohheit (stili barbaries) abschrecken lassen, ihre stoffliche Wahrheit (sententiarum veritas) solle jeden zur Lectüre reizen. Aber sein Wunsch „utinam multá latina sic barbara essent" sollte in irgend welchem Umfange vor 1519 nicht in Erfüllung gehen. Noch 1520 durften gleiche Wünsche, gleiche Hoffnungen geäußert werden. „Ich will einem jeden — so schrieb damals Luther in der Vorrede zu der Schrift „Von den guten Werken" an den Herzog Johann — die Ehre großer Ding herzlich gerne lassen und mich gar nichts schämen deutsch den ungelehreten Laien zu predigen und schreiben, wiewohl ich auch desselben wenigs kann. Dunket mich doch, so wir bisher und furtmehr uns desselben geflissen hätten und wolten, solte der Christenheit nit eins kleinen Vorteils mehrer Besserung erwachsen sein denn aus den hohen großen Büchern und Question in den Schulen under den Gelehreten allein gehandelt." Solche Wünsche, die in den Herzen einiger weniger Männer lebten, blieben in den Augen der Mehrzahl der gebildeten Theologen unberechtigt, bis die siegreiche Ent-

erstlichen den Befelch in Latein und darnach zu teutscher Sprach; aber M. Luther redet die Antwort allwege im ersten zů teutsch und zu dem letzten in latein." Spalatin bezeugt in einem lateinischen Bericht über den Wormser Reichstag dieselbe Thatsache — ein Beweis, daß die Zeitgenossen dem Vorgehen Luthers hohe Bedeutung beilegten.

scheidung der Reformation die berechtigten Forderungen des Volkes erfüllte.

Es gehörte die zielbewußte unentwegte Energie unseres Reformators dazu, auch den Kampf um die Sprache gleichzeitig mit den geistigen Fragen zu entscheiden. Was Maximilians umsichtiger Geist nicht hatte vollenden können, wurde jetzt durch Luther in ungeahnter Schnelle und in ungeahntem Umfange weltgeschichtliche Thatsache. Auf dem Augsburger Reichstag 1530, wo die Gegensätze zum letzten Male schroff einander gegenüber standen, zeigte sich, daß der Streit zu Gunsten des Deutschen entschieden war. Als dort die katholischen Reichsstände zuerst die lateinische Fassung der Augsburgischen Confession vorgelesen wissen wollten, bestand der Churfürst von Sachsen darauf, die deutsche Fassung zunächst zu hören, und der Kaiser entschied in seinem Sinne. So hatte die Muttersprache, welche mit dem 14. Jahrhundert für weltliche Zwecke eine mehr und mehr steigende Geltung gewann, die kirchliche wie die staatliche Weihe; als Sprache der Messe und des Gemeindegesangs war sie für alle Herzens- und Gewissensfragen nicht länger ein unwürdiger Notbehelf.

Noch größeres hat Luther zugleich erzielt. Die Jahrhunderte lange Verwahrlosung der Sprachformen hatte der Muttersprache jeden Lebensgeist genommen. Aber mit Luthers entscheidenden Erfolgen verklingen die Klagen über die Barbarei unseres Deutschs, die unter der Herrschaft des Lateins nie verstummten. Der Vorwurf der sprachlichen Regellosigkeit und Ungelenkigkeit wird unverdient und unberechtigt. Luther selbst wird die Sprachnorm, die so lange gefehlt hat.

Als sein rastloses Leben voll reichster Segnungen in Eisleben geendet, verkündigt Justus Jonas[1] über der Leiche des gottgesandten Mannes neben seinen sonstigen Verdiensten auch seine Bedeutung für die Muttersprache: „Er war ein trefflicher ge-

[1] Zwo tröstliche Predigt uber der Leich des Doctor Martini Luther u. s. w. durch Dr. Justum Jonam und Mich. Celium Wittenberg 1546.

waltiger Redner — so äußerte sich Justus Jonas — ein überaus gewaltiger Dolmetscher der ganzen Bibel. Es haben auch die Kanzleien zum Teil von ihm gelernt recht deutsch schreiben und reden; denn er hat die deutsche Sprache wider recht herfür gebracht, daß man nu wieder kann recht deutsch reden und schreiben, wie das viel hoher Leut müssen zeugen und bekennen." Was Justus Jonas zu Eisleben und was bald darauf Melanchthon[1] zu Wittenberg am Grabe des Reformators als die sprachlichen Errungenschaften und Erfolge des thatkräftigsten Lebens hinstellten, war keineswegs die subjective Anschauung einiger Kampfgenossen des Reformators. Freunde und Feinde waren darüber einig, daß ihm der Umschwung in der Stellung und in der schriftlichen Handhabung der Muttersprache zu danken war.

Zunächst stellt die aufblühende deutsche Grammatik Luther als Sprachnorm neben die kaiserlichen Kanzleien. So bereits 1531 Fabian Franck von Bunzlau in seiner „Orthographia"; er verlangt, daß „man guter Exemplar warnehme, unter welchen mir etwan des teuern Kaiser Maximilians Kanzlei und dieser Zeit Dr. M. Luthers Schreiben (neben des Joh. Schönbergers von Augsburg Druck) die reinsten und emendirtsten zu handen kommen sein". Die Worte des Buchdruckers Wendel Rihel zum Bibelabdruck 1535 werden später erwähnt. Rebhuhn, Lehrer und Geistlicher im Mitteldeutschland, ein Freund Luthers, plante eine deutsche Grammatik, wie er 1544 in der zweiten Ausgabe seines Dramas von der Susanna sich äußert, in der ausgesprochenen Absicht, „um mitzuwirken zur Erhaltung des feinen artigen und hochberedten der teutschen Zungen unsers lieben Vaters Dr. M. Lutheri ausgelassener teutscher Schriften".[2] 1536 sagt Erasmus Alberus: „Luther hat die teutsche Sprache reformirt und ist kein Schreiber auf Erden, der

[1] Melanchthons Leichenrede auf Luther verdeutscht von Casp. Creutzer 1546.

[2] Die meisten obigen Zeugnisse nach P. Pietsch M. Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache, Breslau 1883.

es ihm nachthun kann". Nach der Basler Otfridausgabe von 1571 hat „der Mann Gottes Dr. M. L. der deutschen Zungen erst recht geluppet, die Rhetorik und alle Zierlichkeit darein gepflanzet und dermaßen ausgebutzet und palirt, daß sie zu unsern Zeiten jetzunder mit Eloquenz, Wolredenheit und Schönheit der Wort, Sentenzen und Clausuln andern Sprachen nit viel bevorgibt". Sleidan bezeugt im 16. Buch de Stat. Rel. mit anerkennenden Worten, was Luthers Deutsch vermocht hat: „Ea vertit e latino sermone quae verti non posse putabantur et significantissimis utitur verbis maximeque propriis et unica voce rem nonnumquam ob oculos ponit". Und 1578 erscheint des Claius „Grammatica Germanica ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta", worin des Reformators Sprache als klassische Norm, ja als eine direkte Offenbarung des heiligen Geistes betrachtet wird. Um so bedeutsamer ist die Thatsache, daß 1595 diese selbe Grammatik, die alle ihre Belege aus Schriften Luthers nimmt, im Münchener Jesuitenkollegium gebraucht worden ist, obwohl darin Belege zu finden sind wie:

Ein veste Burg ist unser Gott

und

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Pabst und Türken Mord.[1]

Daß in der That auch katholische Kreise die sprachliche Bedeutung Luthers tief empfanden, beweist der Ingrimm des katholischen Grammatikers Laurentius Albertus aus Augsburg 1573 gegen die Sprache des Protestantismus. Ein östreichischer Katholik bezeugt denselben Einfluß Luthers:

Er wolt ein güter Teütscher sein;
Sein Zung ihn vielen dunkt gar fein;
Auch manch Katholisch sich drauf geben,
Daß sie teutsch sprächen zierlich eben.

Im Jahre 1550 erschien eine Revision der Eckschen Bibel; Erasmus Wolf, der sie besorgt hatte, warnte im Vorwort die

[1] Pietsch 89. Germania 8, 465. Grotefend in den Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins für d. Spr. I, 60. 62. 64.

Jugend und die Laien vor der zierlichen Sprache der Protestanten, vor den „glatten Honigworten von einer guldenen Zunge".

Gewiß hat sich Luther keiner Selbsttäuschung hingegeben, wenn er schon im Sendbrief vom Dolmetschen stolzerfüllt von den Papisten sagt: „Das merkt man wol, daß sie aus meinem Dolmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt. Es thut mir sanft, daß ich auch meine undankbare Jünger, dazu meine Feinde reden gelehrt habe".

Das Verhalten katholischer Übersetzer zur protestantischen Bibel ist ein schlagender Beleg für Luthers Äußerung. Hieronymus Emser hat Luthers neues Testament leicht überarbeitet im Sinne der katholischen Kirche; 1527 war die erste Ausgabe erschienen, die Luther im Sendbrief vom Dolmetschen als Plagiat charakterisiren mußte; eine zweite Ausgabe erschien 1528 nach Emsers Tode, andre folgten; auch für Niederdeutschland wurde sie bearbeitet 1530; und Eck legte 1537 Emsers Plagiat seiner baierischen Bearbeitung zu Grunde, nachdem zuvor Johann Dietenberger Luthers Text selbst wieder einer eigenen Bearbeitung für Katholiken unterzogen hatte.

Was stillschweigend durch ein solches Verhalten gegnerischer Übersetzer für Luthers Sprache anerkannt wurde, mußte jeder unbefangene Katholik zugestehen. Besonders wertvoll ist das Urteil, das der erzkatholische Georg von Sachsen, der erbitterte Gegner Luthers, Lucas Cranach gegenüber äußerte. Dem Herzog war Luthers Büchlein 'ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein könnten' in einem Exemplar ohne Titelblatt und ohne Nennung des Verfassers vorgelegt. Nach der Lektüre äußerte er seine volle Freude gegen den Maler: „Siehe, Lucas, Du rühmest immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie er allein gut teutsch reden und gute teutsche Bücher schreiben könne. Aber Du irrest hierin sowohl als auch in andern Stücken mehr. Siehe, da habe ich auch ein Büchlein, das

ist ja so gut und besser, denn es der Luther nimmermehr machen könnte." Cranach belehrte ihn, daß Luther der Verfasser des Büchleins sei; Luther habe ihm selbst ein Exemplar mit Titelblatt und Autornamen zugeschickt; er legt dasselbe dem Herzog vor, der ärgerlich und im Unmut ausruft: „Ists doch schade, daß der heillose Mönch solch ein gutes Büchlein hat machen sollen".[1]

Ein ähnlicher Zeuge ist Georg Wizel. Dieser bedient sich in seinem „Betebüchlein beide dem Alter und der Jugend nützbar" (Leipzig 1537) nach dem Vorwort A IIIa der Lutherschen Übersetzung, „weil dieselbe itzt jederman bekannt und ohne diese niemand bei unsern Laien Glauben hat". In Wahrheit bewundert Wizel die Sprache des verhaßten Reformators: „Es kutzelt fein, fein Deutsch, und hält den Leser" — so hatte er 1533 (Evangelium Martini Luthers, Leipzig 1533 F III[a]) von der neuen Bibelübersetzung gesagt; sie sei an sich selbst leicht und verständig, auch gut; ihr Autor sei darauf bedacht gewesen, „wie seine Arbeit den deutschen Ohren wol klinge". Und an einer anderen Stelle verteidigt Wizel die Bibelübersetzung gegen die Sprachhasser und Kunstfeinde, welche immer schrien, man solle sich mit der gemeinen Ausgabe begnügen.

So sehr Luthers Sprache von den Zeitgenossen bewundert wurde — über einen Punkt waren Freund und Feind einig, daß er das Maß des Erlaubten nicht einhielt. Die Sprache seiner Polemik war zu persönlich, sie war hart und ungestüm, schonungslos und vernichtend; in den Schmähworten und in den Invectiven stand er hinter keinem Zeitgenossen zurück, und in jenem Jahrhundert war viel gestattet, ohne daß man deßwegen gerügt wurde. Die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Lutherschen Sprache hängt natürlich bis ins innerste mit seinem Charakter

[1] Prof. Rud. Hildebrand war so freundlich, mich auf dieses höchst wertvolle Zeugnis hinzuweisen, das M. B. Lindau in seinem Buche über Lucas Cranach, Leipzig 1883, S. 229 mitteilt (vgl. Cyr. Spangenbergs Adelsspiegel I 131, II 58).

zusammen. Als Melanchthon 1546 zu Wittenberg am Grabe des Reformators die Summe des reichsten Lebens zog, erwähnte er die Vorwürfe, die auch gutherzige Leute der Sprache Luthers gemacht haben; aber er findet keine andere Entschuldigung dafür als das Gesammtbild des großen Mannes.

Von katholischer Seite wurde ihm vorgeworfen, daß er überhaupt „freche und ärgerliche“ Worte gebrauche, ohne auf „die Jungfrauen und unschüldigen Herzen“ Rücksicht zu nehmen. Emser freilich hatte im neuen Testament an ihnen keinen Anstoß genommen; sie stehen in seinem deutschen Text, wo sie bei Luther stehen. Als aber nach Emsers Tode eine neue Ausgabe (1529) erschien, wurden sie „in züchtigere verändert und zu Zeiten umbschrieben“ (3. Aufl. Blatt CCXI) nach der Angabe des Herausgebers; drei, nur drei Worte sind es: der revidirte Text hat Unkeuschheit, Bulin, unkeuschen, wo Luther Sache und Person mit ihren wahren Namen nennt.[1] Das waren ungerechte Vorwürfe. Wenn etwas an Luthers Stellung zur damaligen Sprache uns unerfreulich ist, so ist es seine Intoleranz gegen die Sprache anderer. Für Zwinglis Deutsch hat er nur harte Worte; seine unverständliche Mundart gefalle dem Schweizer besser als dem Storch sein Klappern (s. unten S. 55). Die Sprache der Rottengeister und Wiedertäufer greift er im zweiten Teil seiner Schrift „wider die himelischen Propheten“ an und spottet über ihre „tölpischen“ Worte wie Entgröbung, Studirung, Verwunderung, Langweil. Auch in den Tischreden äußert er — weniger wohl durch sprachliche als vielmehr durch sachliche Gründe geleitet — sein Mißfallen gegen Verwunderung, Langweiligkeit, gegen Besprengung, Gelassenheit, gegen Entgröbung, Willigkeit. Darin hat unsere Sprachgeschichte der schroffen Abneigung des Reformators ebensowenig Recht gegeben, als sie

[1] Vgl. Grotefend in den Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins für d. Spr. I, 62.

seine Abneigung gegen Kanzleiworte beherzigen, behändigen, erspriesslich, erschiesslich gekrönt hat.

Die Sprache der katholischen Autoren ist ihm um so mehr verhaßt, als sie ihn abschreiben, seine Sprache lernen und bald sein Deutsch meistern wollen. Aber „wenn ich sie hätte sollen fragen, wie man die ersten zwei Worte Matth. I Liber generationis solte verdeutschen, so hätte ihr keiner gewußt 'gack' dazu zu sagen!“ In dieser Streitschrift wirft er dem Emser vor, er könne seine Gedanken nicht deutsch ausdrücken; so ungeschickt, zerlottert und wüst seien seine Worte.

Mit Luthers Sprache und mit der Anerkennung seiner sprachlichen Autorität wurde das Ansehen der Kanzleien geschädigt, welche für große Kreise die Sprachnorm abgaben. Luther selbst hatte der kaiserlichen und der churfürstlich sächsischen Kanzlei eine Art sprachlicher Bedeutung zuerkannt, wenn er in den Tischreden sie als seine Vorbilder bezeichnet. Aber nur in beschränktem Umfange läßt sich dies zugeben. Die Pedanterie und Leblosigkeit, die Steifheit und Kälte des Kanzleideutschs sind ihm völlig fremd, und mehrfach hat er in direkter Opposition gegen die Kanzlei seine eigene sprachtheoretische Selbständigkeit an den Tag gelegt.

Schon Niclas von Wyle hatte die Neuerungssucht der Kanzlisten empfunden und die Stadtschreiber ermahnt, bei ihren Untergebenen die Aufnahme beliebiger Kanzleiunarten nicht zu dulden. Und nun wirft Luther in der Vorrede zum alten Testament den Kanzlisten Sprachverderberei vor: „Sie achten es nicht deutsch zu reden und lassen sich dünken, sie haben Macht deutsche Sprache zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter“.

Wenn Justus Jonas in seiner Eisleber Leichenpredigt der Sprache des Reformators einen Einfluß auf die Kanzleien zuschreibt, so hat er Recht: Luther bricht die Autorität der Kanzlei. Auch der katholische Bibelübersetzer Eck, der auf dem Boden der Maximilianischen Kanzlei steht, ereifert sich gegen die gemeinen Kanzler, die „lützel Aufmerkens und judicii darauf haben“, nach

rechter Art und Kunst deutsch zu schreiben. Aegidius Tschudi gab dann „den naswisen Kanzlern und consistorischen Schreibern" die Schuld an der barbarischen Einmischung von lateinischen Wörtern in deutsche Texte. Und wie Fischart das „Tintendeutsch" der Kanzlisten verhöhnt, so sehen wir auch Schulbehörden gegen die Gespreiztheit des aktenmäßigen Periodenbaus eifern. Eine Schulverordnung von 1575 äußert sich über die Übungsstücke der Schüler: „der Stilus soll nicht kanzleiischer Art sein, in welcher von oftmals etliche Wörter wie nachdem und demnach ganz weit einander gesetzt werden, also daß die unerfahrene Jugend im Deutschen nicht kann merken, wie eins auf das andere folgt" (Pietsch 87).

Bei der ungewöhnlichen Production deutschsprachlicher Druckwerke mußte sich denn zeigen, wie sehr die Muttersprache unter einer Jahrhunderte langen Vernachlässigung verkümmert war. Wo die besten Köpfe der Nation dem Latein huldigten, konnte das Deutsch nicht heranreifen, um höheren Problemen zu dienen. Überall fehlten gleichwertige Ausdrücke für Wendungen, für die das Latein eine vielleicht gar durch Cicero geweihte Formel von selbst darbot. Wie reich ist Hutten, wo er Latein schreibt! Und wie ungelenk, gezwungen ist sein Deutsch!

Diesen Abstand der beiden Sprachen konnte niemand schwerer empfinden als die Übersetzer. Jetzt, wo man neue Quellen für geistige Anregung im Altertum aufdeckte, wo das Verlangen nach der Erschließung dieser Quellen allgemein war — wären an der Ungelenkigkeit und Ungefügigkeit unserer Sprache die edelsten Bestrebungen beinahe gescheitert. Hatte doch Erzbischof Bertold von Mainz grade mit Rücksicht auf die Armut der deutschen Sprache bereits 1486 Übersetzungen religiöser Schriften und speciell biblischer Texte verpönt! „Fateri oportet, idiomatis nostri inopiam minime sufficere necesseque fore, translatores ex suis cervicibus nomina rebus fingere incognita aut si veteribus quibusdam utantur veritatis sensum corrumpere, quod propter magnitudinem periculi in litteris sacris magis veremur!"

Diese Begründung ist nicht ganz unzutreffend; man würde sie in Schutz nehmen müssen, wenn sonst aus den altkirchlichen Kreisen etwas zur Förderung der deutschen Sprache und einer specifisch nationalen Bildung geschehen wäre. Als unser großer Reformator schließlich die gewaltige Aufgabe übernahm, vor welcher Bertold von Mainz mit der Strafe der Excommunication abgeschreckt hatte, drängte sich ihm jener Eindruck von der Unzulänglichkeit der Muttersprache in höherem Grade auf, als den Übersetzern profaner Texte des Altertums. Je höher er von seiner Aufgabe dachte, um so störender machte sich die Härte und Rohheit des Stoffes, mit dem er wirken mußte, immer von neuem wieder fühlbar. „Ich hab mir auch fürgenommen — so schreibt er während der Arbeit an Hartmut von Cronenberg[1] — die Biblia zu verteutschen. Das ist mir Not gewesen. Ich hätte sonst wol sollen in dem Irrtumb gestorben sein, daß ich wär gelehrt gewesen. Es sollten solichs Werk thun, die sich lassen dunken gelehrt sein.“ Und mit fast denselben Worten begleitet er 1525 die Übersetzung der fünf Bücher Moses (Pietsch 36): „Ich meinet auch, ich wäre gelehret, und weiß mich auch gelehrter denn aller hohen Schulen Sophisten von Gottes Gnaden. Aber nu sehe ich, daß ich auch noch nicht mein angeborne deutsche Sprach kann. Ich hab auch noch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprach innen wäre. Es achtet auch niemand, recht deutsch zu reden, sonderlich der Herrn Kanzleien und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dunken, sie haben Macht deutsche Sprach zu ändern und tichten uns täglich neue Wörter beherzigen, behendigen, ersprießlich, erschießlich und dergleichen. Ja, lieber Mann, es ist wol bethöret und ernarret dazu.“ Während der Übersetzung der Propheten klagt er (Walch XVI, 508): „Ach Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen deutsch reden! Wie streuben sie sich und wollen

[1] Ein Missive allen den so von wegen des Wort Gottes Verfolgung leiden, Wittenberg 1522.

ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen, gleich als wenn eine Nachtigall, so ihr der übereinlautende Kukuksgesang ganz entgegen, gleichwol solte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kukuk nachsingen"! Die Vorrede zum Jesaias (1528) weiß auch von der ungelenken deutschen Zunge.

Überall war das Latein das Hemmniß für echt deutschen Stil geworden. Es hält alle in Fesseln, die sich der mit dem Bücherdruck aufstrebenden nationalen Litteratur widmen. Niclas von Wyle steht praktisch wie theoretisch auf dem Standpunkt, daß „ain jetklich Tütsch, daß uß gůtem zierlichen und wol gesatzten Latine gezogen und recht und wol getransferirt wär, ouch gůt zierlich tütsche und lobeswirdig haißen und sin müßte und nit wol verbessert werden möcht". Auch ein Sprachlehrer wie Ickelsamer redet der Nachahmung lateinischer Participialkonstruktionen das Wort (Burdach S. 10).

Natürlich mag vielfach die Schuld auch an den Übersetzern gelegen haben, wenn die Verdeutschung zu weit hinter dem Original bleibt. Aber man würde unrecht thun, wenn man die Fähigkeiten der damaligen Sprache so sehr überschätzen wollte, wie es Pirkheimer in einer Zuschrift an den Grafen Johann von Schwarzenberg (Tugendbüchlein S. 112) mit folgenden Worten thut, die immerhin viel Richtiges enthalten: „Es haben Ew. Gnaden zum öftern malen von mir gehört, daß meines Bedunkens möglich sei, alle Ding, so in einer Sprach geschrieben sein, in eine andre verständigerweise zu bringen, unangesehen, daß ihr etliche vermeinen unmöglich zu sein das Lateinische vollkommen in das Deutsche zu verwandeln. Aber nach meinem Bedunken kommt solcher Irrsal aus derselben Unverstand oder daß sie dem lateinischen Buchstaben zu genau anhängig sind, mehr ihren Fleiß auf zierliche Wort als den rechten Verstand wenden. Aus dem folget oft, daß solche Verdeutscher selbst nicht vernehmen, daß, so sie andern zu verstehen geben sich unterstehen und so solches geschicht, wollen sie ihre Ungeschicklichkeit damit verdecken, als solt

sich das Lateinische mit dem Deutschen gar nicht vergleichen. Aber dem ist in Wahrheit nicht also; thut aber not einem jeglichen, der eine Sprache in eine andere verkehren will, daß er allein den Sinn unangesehen der Worte in die Sprache, die er vor ihm hat, klar, lauter und dermaßen verändere, daß ein jeglicher, derselben Sprache verständig, das, so verkert ist, leichtlich verstehen möge."

Weit verbreiteter als diese auf nüchtern sprachphilosophischem Standpunkt beruhende Anschauung sind die Klagen über die Verwahrlosung der deutschen Sprache. In seinen deutschen Sprichwörtern 1529 (Vorrede) sagt der patriotische Agricola voll Entrüstung: „Unsere Sprache achten wir Deutschen so gar für nichts, daß sie auch fast gefallen ist und niemand oder gar wenig Leut sind, die deutsch reden können. Alle Nationen haben ihre Zungen und Sprachen in Regeln gefasset, allein wir Deutschen haben solchs vergessen, das unser gering geachtet &c."

Zumal die aufstrebende Übersetzungslitteratur bestätigt, wie mühsam unsere Schriftsteller zu ringen hatten, um den Wettkampf mit hervorragenden klassischen Werken aufnehmen zu können. Was Luther im Wetteifer mit dem Original der heiligen Schriften gelang, versuchten zahlreiche Köpfe mit den Werken des Altertums, und keinem wird die trübe Erfahrung von der Unzulänglichkeit der deutschen Sprache erspart geblieben sein. So sind die einschlägigen Äußerungen der Übersetzer von besonderem Wert. Man höre die allgemeine Charakteristik unserer sprachlichen Zustände, die Valentin Boltz von Ruffach in seiner Terenzübersetzung Tübingen 1544 (Widmungsepistel 1539) entwirft: „Das ist das alt Gift und pestilenzisch Übel, daß wir Teütschen nie viel Acht auf unser Můtersprach[1] gehabt haben und wie sie gepflanzt und aufgebracht werd, die ja gleich ihr facundiam und Zier so wol hat als andere Sprachen. Wer das erfahren wöll,

[1] Der früheste mir bekannte Beleg für dieses Wort; vgl. oben S. 21 sowie weiter unten, wo 'der Mutter Sprache' dafür begegnet. Sonst herrscht in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts 'angeborene Sprache', 'Sprache, die mit uns geboren ist.

der besehe und lese den verteütschten Josephum, Senecam, Officia Ambr. und viel treffelicher Autores, die der hochberedt Mann teütscher Nation Doctor Caspar Hedio zů Straßburg verteütscht hat und in wunderbarlichen Wolstand teütscher Zungen bracht hat. Darab werden auch viel stolz Gelerten murren und sagen, es sei nit loblich, das man alle Ding also in teütsche Sprach bring; das Latein werd dardurch verachtet. Ich sag nein darzů. Es ist der lateinischen Sprach ein treffelicher Růhm und hoher Preis, daß sie so hohe wunderbarliche Ding hinder ihr verborgen hat gehan, und macht uns Teütschen, daß mir erst anfahen unser eigen Sprach reguliren und wolstellen".

Andre Stimmen bestätigen den Eindruck, den uns diese Zeugnisse machen. Selbet, der 1533 den Valerius Maximus verdeutschte, und Polychorius, der 1536 eine Suetonübersetzung veröffentlichte, beklagen die Unzulänglichkeit der Muttersprache fast mit den gleichen Worten: „Ich muß bekennen, daß ichs oft besser im Kopf, dann zu Worten hab bringen mögen, villeicht zu Zeiten durch Schwäche der teutschen Sprach" — „Ich muß ja vor allen Dingen bekennen, daß mir wol hierin mag widerfahren, als der Poet sagt, daß ich hätt wollen ein Hasen formiren, aber im Lauf des Rads ein Krug daraus worden, besser im Kopf gehabt, dann ich es ins Teutsch mocht bringen!" (Degen II, 414. 520.)

Daneben hören wir Stimmen, an denen wir triumphirende Freude über das Gelingen einer Übersetzung wahrnehmen. Es braucht jedenfalls nicht buchhändlerische Reklame gewesen zu sein, wenn zuweilen Titelblätter von Übersetzungen die Worte enthalten „vormals in teutsche Sprach zu transferiren noch von niemand sonst understanden, sondern für unmügelichen geachtet worden" (Ryfs Vitruvübersetzung 1548 bei Degen II, 636).

Mag Pirckheimer immerhin die Fähigkeiten der deutschen Sprache überschätzen, in seinen Worten erkennen wir das Hauptthemmniß jeder gesunden Entfaltung deutscher Sprachart.

Luthers Sendschreiben vom Dolmetschen gibt zum ersten Male klare, unzweifelhafte Grundsätze für jeden, der deutsch

schreiben will, zumal für Übersetzer: „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen aufs Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet". Unser Bibelübersetzer war seinem Programm treu: er geht in die Werkstätten der Handwerker, er schaut den Spielen der Kinder zu, er ist beim Schlachten von Schafen zugegen, um die natürliche Sprache des Volkes für die Zwecke seines hohen Berufes zu lernen. Die Sprache exclusiver Kreise kann er sich nicht dienstbar machen; er bittet während der Übersetzung des N. T. seinen Freund Spalatin passende schlichte Worte der Volkssprache (verba simplicia) für ihn zu beobachten, aber die Sprache von Höflingen und Soldaten (verba castrensia et aulica) dabei fern zu halten. Im Vorwort zum Hiob betont Luther, daß seine Übersetzung deutliche und jedermann verständliche Rede biete. Wie uns das Sendschreiben vom Dolmetschen berichtet, hat er mit seinen Freunden zuweilen vierzehn Tage, drei, vier Wochen ein einziges Wort gesucht, „habens dennoch zuweilen nicht funden. Läuft einer itzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er itzt über hingehet wie über ein gehoflet Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns engsten, ehedenn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege reumeten!"

## 4.

# Schriftsteller und Buchdrucker.

Das Lateinische hatte eine um so festere Position auf dem deutschen Boden, als es keine einheitliche überall verständliche Gemeinsprache gab, die dem schriftlichen wie dem mündlichen Verkehr hätte dienen können. Wie sollte z. B. ein Züricher von einem Obersachsen verstanden werden!

Als Zwingli von dem Landgrafen Philipp von Hessen ein deutsches Schreiben in moderner Lautform erhielt, worin er zu dem Marburger Religionsgespräch aufgefordert wurde, antwortete er dem Landgrafen am 7. Mai 1529 in einem lateinischen Schreiben mit der ausgesprochenen Befürchtung, sein Schweizerdeutsch würde vom Fürsten kaum verstanden. Und von der Reise aus bittet Zwingli den Züricher Rat, man möge ihm einen des Lateinischen kundigen Ratsboten nachsenden; „ich besorge sehr, sie verstehen (in Marburg) unsere Sprache nicht." Bei dem Religionsgespräch selbst schlug dann Zwingli vor, „der sich mit seiner schweizer Mundart im Nachteil fühlen mochte," daß in lateinischer Sprache verhandelt würde (Vgl. Mörikofer, Zwingli II, 225, 229, 233.)

Was von dem gesprochenen Deutsch gilt, trifft in noch höherem Maße den schriftlichen Gebrauch der Muttersprache. 1511 entschuldigt ein Schriftsteller sein Deutsch mit der Be-

merkung, daß „ein Deutsch nit in allen Landen genůg und jederman verständlich ist oder angenehm.“[1]

Auch die Sprachlehrer sind bei der Mannigfaltigkeit unserer Mundart völlig ratlos, worauf ein Lehrgebäude des Deutschen aufzubauen ist. Meister Hans Fabritius, der in Erfurt 1531 ein Büchlein über gleichlautende Worte erscheinen ließ, ruft verzweifelt aus: „Ich weiß schier nicht, wie ich meine Schulers leren soll der Ursachen halber, daß jetzunder, wo unser nur drei oder vier Deutsche zusammen koment, hat jeder einen sonderlichen Gebrauch. Wolte Gott, das es darhin komen möchte, daß die Kunst des Schreibens einmal wider in ein rechten Prauch komen möchte — es muß doch zuletzt dahin komen“. Solche Stoßseufzer, solche Wünsche mußten allerwärts laut werden; denn nirgends konnte von einer zwingenden, allgemeingültigen Sprachnorm die Rede sein. Diese Zustände bestätigen uns die Klage, die Luthers Korrektor Christoph Walther[2] über die orthographische Verwirrung von damals macht: „Wenn hundert Briefe und gleich mehr mit einerlei Wörter geschrieben wörden, so wörde doch keiner mit dem Buchstaben übereinstimmen, daß einer mit Buchstaben geschrieben wörde wie der ander. Derhalb ist die Sprache auch so unverständlich, dunkel und verworren, ja verdrießlich und unlustig zu lesen. Und sonderlich komet sie den fremden undeutschen Leuten sehr schwer und sauer an zu verstehen und unmüglich zu erlernen.“

Was im Inlande unangenehm empfunden wurde, mußte in der That den Ausländern besonders lästig sein. Jede Mundart nannte sich deutsch; sollten nun fremde Kaufleute, fremde Gelehrte, fremde Gesandte niederdeutsch oder alemannisch, baierisch oder mitteldeutsch lernen? Die Romanen, die mit den oberrheinischen Landschaften Verkehr hatten, konnten sich mit der alemannischen Mundart nirgends sonst verständlich machen.

[1] Birlinger in Herrigs Archiv 43, 124.

[2] Bericht von Unterscheid der Biblien und anderer des Ehrwirdigen und seligen Herrn Dr. M. Lutheri Bücher. Wittenberg 1563.

Ein französischer Gelehrter Carolus Bovillus (De Bouelles) Samarobrinus hat im Jahre 1533[1] einen Besuch geschildert, den er dem Philologen Tritemius gemacht hat. Der deutsche Gelehrte äußerte seinen Wunsch und sein Programm, das Deutsche dem Lateinischen ganz ebenbürtig zu machen und unsern Schriftstellern ein brauchbares Medium zu schaffen. Und der Franzose verwies auf die großen Dialektunterschiede in Deutschland, die jede Einigung unmöglich machten; und wer wolle entscheiden, was richtig sei „dag oder tag, wattre oder wasser, wite win oder wisse win? brot oder brott?"

Der Franzose hatte so Unrecht nicht. Es gab keine Mundart, die sich eines verbreiteten Ansehens erfreute. Nur der Name deutsch galt überall und der Name hochdeutsch begann damals bereits die Hoffnungen und Wünsche, die erst nach und nach in Erfüllung gehen sollten, zu anticipiren.

Friedrich Zarncke verdanken wir den Nachweis der ältesten Belege für den Namen „hochdeutsch"; er findet ihn zuerst 1493 in dem „Briefformulari des hochdeutschen Stilums", um 1510 in einer zu Straßburg gedruckten Schrift Geilers und 1519 in der zu Rostock erschienenen niederdeutschen Übersetzung von Seb. Brants Narrenschiff. Somit dürfte das Wort etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufgekommen sein. Schon 1481 treffen wir in einer schweizerdeutschen Schrift „ein Bürdlin der Zit" (Fasciculus temporum) 'Hochdüschland' als Gegensatz zu 'Niederdüschland'. Und so ist hochdeutsch zunächst bloß als Gegensatz zu niederdeutsch aufgekommen und besagt also dasselbe wie „oberländisch" neben „niederländisch". Freilich hochdeutsch und oberländisch war ein Wort, unter dem ganz verschiedene Mundarten verstanden werden konnten. Schweizer, Elsässer, Schwaben, Baiern, Thüringer, Obersachsen, Schlesier — alle bezeichnen ihre Mundarten als hochdeutsch, jeder die seinige als unser Hochdeutsch. Wer kein Mißverständnis zulassen will, macht

[1] Liber de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate etc. Paris 1533. Cap. 50.

einen beschränkenden Zusatz; so spricht man von fränkischem Hochdeutsch.

Nur selten hören wir von einer Sprache der Gebildeten, welche sich vom Dialekt entfernt. So war nach Trithemius der große Reuchlin in lingua vernacula politiori wohl bewandert. Der Tübinger Philologe Altenstaig kennt auch ein feineres Deutsch, ist darin aber nicht sonderlich geschickt. In einer späten, 1522 erschienenen Auflage seines lateinisch-deutschen Schulwörterbuchs entschuldigt er als geborener Schwabe seine schwäbische Mundart: Si teutonicum addidi quod tibi lectori vel praeceptori non placuerit — melius adjungito et secundum tuam linguam addito et adolescentibus interpretato. Nec propter doctos adjunxi, sed propter adhuc rudes. Ego enim vernaculam admovi ut a puero didici, non rhetoricum vel oratorium ut habent et scribunt cancellarii et scribae principum — quod multo minus didici quam latine loqui.[1]

Von Wien speziell berichtet uns ein gediegener Beobachter wie Lazius, daß der Stadtdialekt durch schwäbische Einflüsse sich verfeinere, während der ländliche Dialekt sich verschlechtere. Denselben Gegensatz von städtischer und ländlicher Aussprache macht auch Aventin für das Donauthal. Und wenn auch die Grammatiker Ölinger 1574 und Wolf 1558 die Aussprache der Gebildeten von dem unverfälschten Dialekt, wie er auf dem Lande herrscht, richtig sondern, so kann darüber kein Zweifel bestehen, daß in Oberdeutschland unabhängig von der Reformation, auch bereits vor der Reformation die Gebildeten das Ideal einer von der

[1] Hochdeutsch und Oberländisch begegnen als Synonyma in Geilers Irrig Schaf Aa VI (hab ich understanden das in oberlendisch oder hochdeutsch zu bringen). Diesen Nachweis danke ich der Freundschaft des Herrn Dr. M. Spirgatis, der mich auch auf eine merkwürdige Benennung der neuen Reichssprache aufmerksam macht; in einem Psalterium latinum cum apparatu vulgari (Straßburg, Joh. Knobloch 1508) schließt das Register mit der Bemerkung, der Psalm sei „mit geheimischen teutsch neben dem Latein von Wort zu Wort nach den Buchstaben ausgelegt.“

heimischen Mundart verschiedenen Kultursprache kannten. Aber dieses Ideal ist überall in Oberdeutschland verschieden.

Man erkennt das Deutsch anderer Landschaften häufig nicht als gleichberechtigt an; was an ihm fremd ist, gilt als ausländisch. So bezeichnete der Basler Drucker Adam Petri die zu Basel unbekannten Worte Luthers als ausländische, als er einem Abdruck des neuen Testaments ein kleines Wortregister beifügte.

Man spottete sogar gern über die Sprache einer andern Landschaft. Einer schweizerischen Bibel sagte man nach, sie gebe die Stelle „du salbest mein Haupt mit Öl" wieder durch die Worte „du schmierest min Grind mit Schmeer". Und in einer niederdeutschen Bibelübersetzung sollten die Worte „und seine Jünger klabasterten ihm nach" gestanden haben. Solche Verläumdungen, in denen der Volkswitz die nachbarlichen Mundarten höhnt, waren in jener Zeit sprachlicher Gährung nur zu natürlich. Luther ist über Zwinglis Deutsch entrüstet und persiflirt Karlsstadts Aussprache. Emser verurteilt den Gebrauch von Otter an Stelle von Natter bei Luther. Der deutsche Ausdruck der Prophetenübersetzung, welche Hätzer und Denck in Worms herausgegeben haben, ist für Luther „dunkel" (forte naturâ illius regionis).

Vor allem war die Sprache der Schwaben in Verruf; überall gelten sie als crassilingues, als duriloqui. Ihr Vo-

[2] Ob diese Bemerkungen des Tritemius und Altenstaig sich bloß auf die Aussprache beziehen, muß dahin gestellt bleiben. Reuchlins Vokalismus bewahrte die alten î û û üe und kannte die altbaierischen ai (mhd. ei) und au (mhd. â). Über Altenstaigs Wörterbuch vgl. Blaufus Verm. Beitr. 1756 II, 201; die in Frage kommende Ausgabe des Vocabularius habe ich trotz verschiedener Bemühungen nicht auftreiben können. Wie Altenstaig, gesteht auch Wimpfeling „hoflichs und verblüemten Dütschens ungeübt" zu sein (vgl. Hartfelder, Deutsche Übersetzungen klassischer Schriftsteller, Heidelberg 1884, S. 33).

[4] Über Aventin, Wolf und Ölinger s. Burdach, die Einigung der nhd. Schriftsprache S. 14. 22.

kalismus fand in andern Landschaften nur Spott und Hohn. Auch in der Syntax hatten sie Eigentümlichkeiten, für die man z. B. auf dem linken Rheinufer keine Sympathie hegte. Im Beginn des 16. Jahrhunderts waren im Elsaß zahlreiche schwäbische Geistliche thätig, deren Sprache teils mißfiel, teils auch nachgeäfft wurde, bis Wimpheling 1503 eine litterarische Fehde durch eine öffentliche Anklage gegen die schwäbische Mundart einleitete. Wimpheling war ungehalten von den Kanzeln aus dem Munde schwäbischer Geistlicher Wendungen wie der Herre was sprechen, er was gon, er was wandelen für der Herr sprach, gieng, wandelte zu hören. Ein Freund Wimphelings kleidete die Wünsche und Forderungen der gebildeten Elsässer in die Worte:

**Advena Sueve, solo cupiens hic vivere nostro**
**Alsatici dulcis captus amore meri,**
**quaeso tua nostram noli corrumpere terram**
**lingua, sed patrio desine more loqui!**

In Tübingen herrschte Mißstimmung gegen Wimpheling; auch in Freiburg findet er einen Gegner. Bis 1506 dauerte der Federkrieg, aus dem wir lernen, daß das deutsche Sprachgefühl zu erstarken beginnt, indem gebildete Humanisten wie Bebel und Wimpheling an den großen Fragen teilnehmen.[1]

Bei diesen Gegensätzen zwischen den verschiedenen Mundarten ist die Aufgabe schwer, welche den Buchdruckern zufällt. Sie wollen über einen möglichst großen Teil Deutschlands wirken, obwohl es an einer gemeindeutschen Litteratursprache fehlt. Sollen sie ihre Lokalmundart für die Drucke verwenden und wie haben sie sich etwa zu der Sprache ihrer Autoren zu verhalten?

---

[1] Auch auf die Aussprache bezog sich der Spott über das Schwäbische. Ich verweise auf die bekannte reformatorische Flugschrift 'Ein schöner Dialogus. Cunz und der Fritz, die brauchen wenig Witz' (A II), worin der Tübinger Professor Lemp verspottet wird mit den Worten: „Lebt er noch, der alt Sophist mit den Wirtenbergischen Vokalen au, ai, ei, ao, aw?“ Im Übrigen s. Alemannia 12, 44.

So viel ist sicher, daß auf die orthographische, überhaupt auf die sprachliche Gewandung der Druckschriften im 16. Jahrhundert nicht die gleiche Sorgfalt verwandt worden ist wie heute. Schon die große Hast, mit welcher man im Sturm und Drang der reformatorischen Zeiten producirte und druckte, ließ zu formellem Glätten und Feilen keine ausreichende Muße, so lange ein ausschließlich sachliches Interesse obwaltete. „Ich hab vor Unmůß das Büchlin nit mögen wider lesen; lůg jeder allweg eigenlich uff den Sinn" — solche Worte der Entschuldigung für sprachliche Versehen, wie sie Zwingli am Schluß seiner Schrift „von dem Predigamt" und sonst mehrfach vorbringt, charakterisiren das Verhalten der Autoren zu der rein sprachlichen Form ihrer Werke.

So lassen Autoren die korrekte Wiedergabe ihrer Schriften häufig unbewacht. Es kann daher nicht befremden, daß auch den Druckern die äußere Form der Publikationen gleichgültig war. Vielleicht noch eilfertiger als die Autoren, die häufig vom Druckort entfernt lebten, und auf schleunige Ausgabe der stets Gewinn versprechenden deutschen Bücher hinarbeitend, machen sie sich nicht selten die Nachlässigkeit zu Nutz, mit welcher der Autor die Sprachform seiner Arbeiten behandelt. Aber auch gewissenhafteren Autoren wie den Wittenbergern konnte durch die Drucker übel mitgespielt werden. So klagt Melanchthon einmal: „Ich konnt diese mein Auslegung für den Buchdruckern nicht übersehen um des willen, das sie's ehr an den Tag zu geben eileten, denn ichs widerumb zu überlesen mocht. Eben das Glück haben auch andere etliche meiner Auslegung gehabt, welche ausgangen sind erstlich ganz roh und unzeitig, zum andern nicht ganz und darzu an vielen Örtern von den Druckern also gefälscht, daß ich ihr selb nicht erkennen mag."[1]

Ähnlich entschuldigt Hieronymus Emser 1525 am Schluß seiner Annotationes die kleineren Druckversehen: „Es ist im

[1] Die Sprüch Salomo aus Ebräischer Sprach. Erfurt 1525.

Winter bei dem Liechte, so die Stuben warm und die Drucker faul und schläfrig sein, bald was übersehen". Und Eck hat bei der Ausgabe seiner Bibel ähnlich geklagt.

Prof. A. Birlinger hat zwei andere instruktive Äußerungen beigebracht, in denen sich Autoren wegen der regellosen Orthographie ihrer Werke entschuldigen. Da beklagt sich gegen 1511 der Übersetzer einer Biographie des heiligen Franciscus von Assisi, daß Schreiber und Drucker betrübt und verbittert hätten, was aus seinem Brunnen lauter und süß geflossen sei.[2]

Und am Schluß des 16. Jahrhunderts beklagt sich ein gewisser Hoffmeister darüber, daß an der regellosen Orthographie seines Werkes „auch etwas an dem Setzer in der Truckerei gelegen, der nach seiner Art Sprach unterweilen handelt."

Mit diesen letzten Worten ist eine Praxis charakterisirt, welche im 16. Jahrhundert allerorten im Schwange war. Wie häufig sind Schriften des Reformators in Oberdeutschland nachgedruckt! Es würde einen großen Raum kosten, die sprachlichen Abweichungen dieser Nachdrucke vom Originaldruck darzustellen. Da zeigen die Augsburgischen und Nürnbergischen Nachdrücke konsequent z. B. das von Luther nicht gebrauchte ai (waiß, ain, wainen u. s. w.), wie es dem baierischen Schriftdeutsch conform war. Basler und Züricher Nachdrucke haben die schweizerischen ī ū und ǖ (schriben, Hūs, Lǖte). Im Jahre 1535 erfuhr Luthers Bibel durch Wendel Rihel in Straßburg einen Nachdruck, der sich bis auf die Rechtschreibung genau an Luther anschließen will; dieser habe nämlich den Preis in teutscher Wolredung und Dolmetschung und werde ihn bei den Nachkommen haben; drum habe sich der Verleger und Drucker beflissen, Luthers besunder Wörter und Orthographei, so mehr auf sächsisch denn auf „unser" Hochteutsch gebräuchlich, überall zu belassen; denn „die Übung wird solchs auch wol verständig und gepreuchlicher machen, denen so zur heiligen Schrift Anmůt

[2] Herrigs Archiv 43, 124.

haben." Trotz allen redlichen Bemühens hat der Drucker zahlreiche ů, von denen Luthers Original ganz frei ist, in den Abdruck gebracht.

Grade mit Rücksicht auf das Verhalten der Drucker hat Luther gegen den Nachdruck seines neuen Testaments protestirt: „Dies Testament soll des Luthers deutsch Testament sein". Er besteht auf seiner Sprache, und nach seinem Tode tritt sein Korrektor Christoffel Walther für dieselbe auf. Hatten Nachdrucke glitschen, scharpf, anderer für Luthers gleiten, scharf, zweiter — Walther verwirft die Rücksicht auf andre Mundarten und verlangt, daß Luthers Sprache und Arbeit in seinen Büchern „ungeändert, ungetadelt und ungemeistert" bleibe.

Für dies Verhalten der Druckereien, die des Autors Sprache zurückdrängen und der eigenen lokalen Mundart folgen, sei hier ein besonders lehrreicher und interessanter Beleg beigebracht. Ich meine das erste Sendschreiben Zwinglis an die Eßlinger vom Jahre 1526. Der Abdruck desselben in der Gesammtausgabe der Schriften des schweizerischen Reformators ist für sprachliche Zwecke unzulänglich, weil die Herausgeber Zwinglis Sprache hergestellt haben, die im Originaldruck gänzlich verwischt ist. Der Druck war völlig unabhängig von Zwingli entstanden; seine Sprachweise war so sehr verwischt oder zerstört, daß Zweifel auftauchen konnten, ob denn wirklich Zwingli das Schriftchen verfaßt hatte. Ein zweites Sendschreiben an die Eßlinger gibt 1527 Zwingli Gelegenheit seine Verfasserschaft anzuerkennen; er beginnt: „Als ich in vergangenem Julio einen Sendbrief überschickt und der im Druck ausgangen, habent etlich — als ich vernim — offentlich dörffen sagen, ich habe ihn nie gesehen, den ich aber mit der Hand wie auch jetz diesen geschriben hab. Darumb ich üwer Lieb widerum zů versichren gereitzt wird, daß die Epistel zů üch von mir komen ist. Ich hab sy getruckt verlesen und erkenn sy min sein. Wol ist min Sprach in üwer verwandlet, dann sy och in üwer Arbt getruckt ist. Es verfahrend auch etwan die Trucker eintweder mit Versomnus oder

mit Unverstand; doch ist hierin nichts versumpt, das den Sinn übel verändere".

Abgesehen von der allgemeinen Klage über die Drucker hat der vorliegende Fall für uns einen ganz besonderen Wert. Die Sprache der Originalniederschrift ist beim Druck in die lokale Mundart übertragen; zweifelsohne ist Eßlingen selbst der nicht überlieferte Druckort. Wir dürfen freilich keine konsequente Übertragung in die Eßlinger Mundart erwarten; im bunten Wechsel zeigt der Druck von 1526[1] schweizerische und schwäbische Lauterscheinungen; Kilche und Kirche, staan und steen, gān und gēn, wüssen und wissen, üch und euch wechseln mit einander; die schwäbisch-baierische ai (kain, ain, hailig, Gaist) überwiegen; einige schweizerische ī laufen unter (glych, syn).

Von A III^b an überwiegt das schwäbische gēhn, stēn, das schwäbische er fellt über die im Beginn vorherrschenden schweizerischen gōn stōn, er falt. Zwinglis Sprache schimmert überall durch; wir treffen sein hütbitag „heute", zemen „zusammen"; daneben das baierische versōnen für das schweizerische versūnen.

Das Verfahren, welches das erste Sendschreiben Zwinglis an die Eßlinger verrät, wurde gewiß allerwärts geübt; seinem zweiten Sendschreiben[2] z. B. wird gerade so mitgespielt worden sein; wenigstens zeigt der mir vorliegende Druck sprachlich ähnliche Mischungen. Wir könnten hier z. B. auch an Klagen Osianders erinnern.[3] Aber kaum wieder treffen wir eine so authentische Darlegung des Verfahrens, die sich mit der sprachlichen Form der Überlieferung deckte, wie im ersten Sendschreiben Zwinglis an die Eßlinger.

---

[1] Ain christenliche fast nutzliche und tröstliche Epistel Ulrich Zwinglis an dye frommen Ersamen glaubigen zů Eßlingen ꝛc. 1526.

[2] Der andere Sendbrieff Huldrich Zwinglis an die Christen zů Eßlingen ꝛc. 1527.

[3] Osiander ein Sendbrief an ein christlich Gemain. Nürnberg 1523. (Unterricht an ein sterbenden Menschen, Nürnberg 1538).

So lag in der Zersplitterung Deutschlands in zahlreiche Mundarten eine Gefahr, die nicht gering anzuschlagen ist. Die Stimmung der Zeitgenossen schwankte. Neben den Klagerufen über die sprachliche Zerrissenheit Deutschlands vernehmen wir Stimmen, die in Luthers Sprache den Anfang und die Grundlage einer gemeindeutschen Schriftsprache erkennen. Aber überall sehen wir freudig erregte Stimmung, daß eine göttliche Schickung uns die Segnungen des Bücherdrucks in einer Zeit beschert hat, wo die Not am höchsten war.

## 5.

# Schriftsprache und Mundart in der Schweiz.

Die Schweiz gehört im allgemeinen zu den nicht diphthongirenden Landschaften, wie sie überhaupt sprachlich am conservativsten geblieben ist. Die wenigen Diphthonge in offner Silbe oder im Hiat wie in frei, drei, bauen, getreü, welche in zahlreichen nördlichen Landschaften der Schweiz Regel sind, charakterisiren das Schweizerdeutsch weniger als die ī ū und ǖ von byssen, lyden, schryben, Hus, Fust, Hut, hüt, Fründ, Hüser u. s. w., die dem ganzen Gebiet — mit Ausnahme einer diphthongirenden Sprachinsel Engelberg — zukommen. Die älteren Druckwerke der Schweiz repräsentiren in diesen wie in allen übrigen Punkten den conservativen Sprachcharakter der heimischen Mundart. Der Kenner des Althochdeutschen findet in Zwinglischen Drucken uralte Formen wie die Ordnungszahlen zwenzigost, dryßgost — drissigost, viertzigost, fünfftzgost, sechtzgost, wie die gesteigerten Eigenschaftswörter einvaltigost, wenigost, unschuldigost, Participia wie verwilligot, entledigot, verwildot häufiger als gleichzeitig auf schwäbisch-baierischem Gebiet. Und dasselbe gilt in noch viel höherem Maße von y-Abstractbildungen wie Mengy, Wüsty, Schnelly, Gähy, Lämy, Müdy, Ghorsamy, Lieby, Nüwy, Dünkly, Höhy, Lügy, Urstendy, Müy, Burdy, Gegny, Hüly,

Grundvesty, Kilchhöry, Predgy, Malatzy, Matery, Parchy mit den alten Pluralen auf -inen; so begegnen auch der Mundart gemäß Diminutiva auf y wie Stucky, Ätty, Heiny und Lehnformen wie Bilgery 'Pilgrim', Kemy 'Kamin', Müly 'Mühle', Küssy 'Kissen'; ähnliches gilt von dem i der Conjunctive wurdy, läbty, sähy u. s. w.

In Bezug auf den Vokalismus der Tonsilben ist uo ů üe ů herrschend; ů wird streng von ü geschieden: gůt, bůch, Rům — Bůchlin, růmen, versůnen — über, Schüssel. Es begegnen umlautslose Formen wie Ruggen 'Rücken', Bruggen 'Brücken', buggen 'biegen', Kuche-Kuchy 'Küche', Stuck-Stucky 'Stück', Guldin 'Gulden', Burdy 'Bürde', Lugy 'Lüge; aber Houpt, glouben gegen Luthers Heupt, gleuben, auch zeme 'zusammen'; tüff 'tief', růffen 'rufen'. Auch in Lautformen wie zwüschen, wüssen, entwüschen, schwümmen, geschrüwen und Schwöster, wöllen, frömbd, tröschen, sowie wäschen 'waschen', Täsch 'Tasche' sehen wir Übereinstimmung der alten Drucke mit der heutigen Mundart.

Auch der schweizerische Consonantismus wird, besonders durch Momente der Lautverschiebung, in den mundartlichen Schriften widergespiegelt: liggen 'liegen', leggen 'legen'; vertilcken vertilggen (Luther vertilgen), Rappen 'Raben', Tracke Luther 'Drache', Ratten 'Unkraut'; beachte auch Mackel, töden 'töten', Ard 'Art', vermechlen 'vermählen' (aber Gemahel), Zechner 'Zehner', zechnen obliq. 'zehen', Büchlen 'Hügel' Plur. zu Bühel, unfürsächne 'unvorhergesehene' (Plur. zu unfürsähen). Dagegen zeigen die alten welich, sölich nicht die alt alem. Nebenformen bei Zwingli, welche wir bei Notker und noch heute in der Mundart treffen. Alte Affricaten pf, tz (ck = k$\chi$) begegnen in Weitzen, bůtzen, grůtzen, schleitzen, Geitze 'Pflugsterz', entblötzen 'entblößen', seipfen 'einseifen', Seipfe 'Seife', erstarchen 'erstarken', werchen 'wirken', Marchen

'Grenzen', Hirz 'Hirsch'; hier gehört auch röucken (=röukχe) räuchern. Außerdem sind anerkannte Eigenarten der Schweiz mundartliche Wortformen wie Kilche sehr zahlreich.

Ich beschränke mich hier auf diese lautlichen Dialektkriterien, obwohl eine Fülle von flexivischen, lexikalischen und syntaktischen Momenten zu Gebote stehen, um zu erweisen, daß die ältere gedruckte Litteratur der Schweiz — unsere Beispiele stammen aus Schriften Zwinglis — sich mit der heimischen Volkssprache deckt. Nur in einem, allerdings einem höchst bedeutsamen Moment weichen diese mundartlichen Drucke vom Dialekt merkwürdigerweise ab. Wir vermissen grade das bedeutsamste Moment, mit dem wir das Hochalemannische seit dem 8. Jahrhundert charakterisirt finden, die anlautenden ch gegenüber dem gemeinhochd. k (vgl. hochalem. χind = Chind gegenüber Kind). Es ist ganz unzweifelhaft, daß im Zeitalter der schweizerischen Reformation chind, chalt, chumen u. s. w. grade wie in der ahd. Zeit und auch noch heute gesprochen wurde. Zudem beweist uns Geßners ausdrückliches Zeugnis im Mithridates F² II^b, daß chranck, chrut, chechsilber, chilch, chrie, für krank, Kraut, Quecksilber, Kirche, mhd. krëne der schweizerischen Volksmundart zukomme. Aber Zwingli und seine Landsleute schreiben im Anlaut stets bloßes k (Kind, krank, Krut) mit Ausnahme des einzigen chütt 'Herde', das nicht sowohl dem ahd. chutti, als vielmehr einem eigentlichen Ge-hütt entspricht. Geßners Bemerkungen, die auf diese Gutturale sich beziehen, sind nicht durchweg klar formulirt, lassen aber in Bezug auf einen Punkt gar keinen Zweifel übrig. „Vulgus nostrum saepe ch profert, ubi alii plerique omnes *k* ab initio praesentim dictionum ut *chranck* pro *kranck, chrut* pro *krut;* scribendo tamen, ut et alia quaedam linguae nostrae vitia emendamus, ut in omnibus linguis fieri solet“. Geßner bezeugt also, daß die schweiz. Litteratursprache in diesem Punkte und sonst über der Volksmundart stehe, indem sie gewisse Härten derselben meide. Diese

Thatsache läßt keinen Zweifel zu. Es ist hier gleichgültig, wann dieser graphische Anschluß der Schweiz an das übrige Deutschland sich vollzogen. Mit dem Beginn der Buchdruckerkunst kennen wir auf schweizerischem Gebiet nur anlautendes k.

Geßner hat nach seinen eben angeführten Worten noch weitere Erscheinungen gekannt, in denen sich die graphischen Lautsymbole von der mundartlichen Aussprache entfernen. Vielleicht schwebte ihm dabei wesentlich die oberdeutsche Aussprache der an- und inlautenden st sp sk vor, wofür gemeinoberd. schon längst št šk šp (scht schk scht) gesprochen wird. Auch die baierische Kanzlei hat in diesem Punkte der Volksmundart nicht Rechnung getragen; der Bruch mit der graphischen Tradition des Mittelalters ist in diesem Punkte nirgends vollzogen worden. So schreibt Zwingli: ston, springen, Geist, Gast, während er wie seine Landsleute šton, špringen, Geišt, Gašt u. s. w. aussprach. In derartigen Dingen erkennen wir die Momente, welche einen sprachlichen und litterarischen Anschluß der oberrheinischen Lande an die sonst auf deutschem Boden herrschenden Normen zunächst rein graphisch anbahnen.

In einem Punkte war der Anschluß der Schweiz an die aufkommende moderne Sprache, die wir mit dem Namen 'neuhochdeutsch' bezeichnen, freilich zunächst kaum schon möglich. Während die Sprache des inneren Deutschlands mit den neuen Diphthongirungen ein ganz neues Gepräge erhalten hatte, war die Volksmundart am Oberrhein auf der mittelhochdeutschen Stufe stehen geblieben. Erfolgte in diesem Punkte Anschluß an das übrige Deutschland, so war unsere Spracheinheit endgültig gesichert. Der Versuch ist gemacht worden. Auf dem gleichen Boden, bei denselben Autoren und in denselben Druckereien treffen wir einen Sprachtypus, welcher mehr an unsere Schriftsprache erinnert; an Stelle der mundartlichen ī ū ǖ gebrauchen sie die modernen ei au eu wie wir jetzt. Da lesen wir Zeit (schweiz. Zīt), Kraut (schweiz. χrūt), Haus (schweiz. Hūs), Leute (schweiz. Lǖt), Heuser (schweiz. Hǖser). Hiermit wäre der litterarische An-

schluß der schweizerischen Schriftsteller an die allgemeine hochd. Schreibart endgültig angebahnt gewesen und die schweizerische Schriftsprache, die sich auszubilden begann, war im Begriff einem Gemeindeutsch Platz zu machen. Zwar laufen überall vereinzelte Dialektformen wie uff oder us für auf, aus oder ouch, Ouge, Zit, üch u. s. w. unter. Aber im wesentlichen ist die nhd. Diphthongirung hier durchgeführt. Damit ist nun keineswegs das Schweizerdeutsch unter den Einfluß der Lutherschen Schriften zu stellen.[1] Denn der Vokalismus dieser schweizerischen Schriftsprache folgt überhaupt in keinem Punkte der spezifisch Meißnischen Lautregel.

Unzweifelhaft ergiebt sich dies besonders aus den beibehaltenen ů, wo Luther ū hat: Bůch, schůf, gůt. Die Basler Nachdrucke des lutherischen neuen Testaments, die Adam Petri seit 1522 veranstalten ließ, zeigen wie die darauf beruhenden Straßburgischen Nachdrucke der Officin Knoblauch (1524) an Stelle des mitteldeutschen ū, obzwar nicht ganz consequent, das oberdeutsche ů.

In diesem Punkte wie in der graphischen Einführung der modernen Diphthongirungen stimmt die helvetische Schriftsprache der Reformationszeit zur baierischen Kanzlei. Auch entscheidet sich die Schweiz für das neue au gegen ein einheimisches ou, das gelegentlich auch in Texten begegnet, welche in der schweizerischen Schriftsprache abgefaßt sind: auch, Glauben, kaufen, Baum u. s. w. herrschen bei Zwingli wie sonst, obwohl aller Orten gelegentlich ouch, Glouben u. s. w. einfließt. Deutlicher auf baierisch-schwäbischen Einfluß weisen zahlreiche Schweizerdrucke, die das alte ei durch ai ersetzen, abweichend von der dort wie in Mitteldeutschland herrschenden Gewohnheit; denn immerhin zieht die Mehrzahl der Drucke das ei vor und meidet ai völlig.

---

[1] Auch zeigen sich die neuen Diphthonge z. B. in Basler Drucken vor Luthers Bibelübersetzung; vgl. R. von Raumer in der Zsch. f. d. Mundarten 5, 40.

Durch solche graphische Momente — die gesprochene Sprache blieb völlig intact bei dem alten Lautcharakter — versuchen die Verleger — denn diese werden wir dafür verantwortlich zu machen haben — einen Anschluß nach außen, ein Zugeständnis an das Gemeindeutsch, um auch im Reich Aufnahme ihrer Verlagsschriften zu erzielen.

Einen schlagenden Beleg für das Aufkommen dieses Sprachtypus liefert Zwinglis Schrift „von Erkiesen und Fryheit der Spysen ꝛc.“. Sie liegt in mehreren Auflagen vor, von denen freilich nur die erste Zürich als Druckort nennt; ein Exemplar im Besitz Rud. Hildebrands, der mich freundlichst auf den Text hingewiesen hat, ist die zweite Redaktion; sie bietet auf einander folgend die Seitenüberschriften von freyheit der speisen a II a III, von fryheit der speisen A IIII, von freyheit der spysen b I, von fryheit der spysen b II, von freyheit der spysen b III, von fryheit der speisen b IIII, von freyheit der spysen C, von freyheit der speisen C II, von freyheit der spysen C III ꝛc. ꝛc. Eine zweifellos spätere Auflage, die aber höchstens um ein Paar Jahre jünger ist, hat in den Seitenüberschriften Freiheit und Speise regelmäßig mit Diphthongen. Daneben weist die älteste Redaktion nur die rein schweizerischen Formen (von fryheit der spysen) auf. Jene zweite Rezension neigt denn auch überhaupt in weit größerem Umfange zur Mundart als die dritte, die mit einiger Konsequenz die mundartlichen Wortformen der ersten Rezension (üch, Trüw, Hüser, Zyt, by, rych, myn, fry, uß, uff, Buch) durch korrekte Schriftformen ersetzt; so wird ouch durch auch, Kemy durch Kamyn ersetzt. Aber auch die dritte Ausgabe ist in Bezug auf den Vokalismus nicht streng, aller Orten schimmert der Dialekt durch. Und das gleiche gilt von allen Drucken schweizerischer Autoren, welche in dieser moderneren Lautgestaltung erschienen sind. Wir vergessen nirgends, daß der Druck dem Ideal einer Schriftsprache nirgends nahe kommt. Überall schweizerdeutscher Wortschatz, Stammbildung, Flexion — nur das Vokalgepräge ist

dem Gemeindeutschen genähert. Ob die Druckereien oder die Autoren den Publicationen diese Gewandung gegeben haben, läßt sich kaum immer feststellen. Zwingli, von dessen Schriften mehrere mit diesen Lautformen erschienen sind, konnte selbst nur seinen Dialekt schreiben, kein hochdeutsch wie es etwa in Mitteldeutschland üblich war (S. 46). Und so wird es allen Schweizern ergangen sein. Eingewanderte wie Stumpf hatten zweifellos Gewandtheit im Hochdeutsch wie im Schweizerdeutsch; und wenn dieser sein Geschichtswerk auch mit neuhochdeutschem Vokalismus schreibt, so werden unsere späteren chronologischen Darlegungen ergeben, daß sein Verhalten auf die Schweizer mit einziger Ausnahme des Historikers Vadian zunächst keinen Eindruck gemacht hat.

So war die Schriftsprache, welche auf schwäbisch-baierischem und mitteldeutschen Boden, also in den diphthongirenden Landschaften ihre natürlichen Wurzeln hatte, in der Schweiz etwas fremdartiges, unorganisches. Die Mundart blühte hier als Schriftsprache. Bis etwa 1580 hält sie sich in Zürich uneingeschränkt im Volksschauspiel und andern Litteraturwerken. Freilich in allen Drucken, die für die Masse bestimmt waren, bleiben die alten î û ü ů noch länger vorherrschend. Noch durch das ganze 17. Jahrhundert gehen aus Züricher und Berner Druckereien Katechismen hervor, welche den schweizerdeutschen Vokalismus tragen. Daneben kamen auch hochdeutsche Katechismen vor, fanden aber wenig Anklang, wie sich denn die Klettgauer Geistlichkeit 1569 gegen das meißnische Deutsch einer neuen Katechismusrezension sträubte.[1]

Auffällig früh ist allerdings der moderne Vokalismus in den Züricher Bibeldrucken heimisch; seit 1530 sind die alten

[1] Vgl. Ernst Götzinger Litteraturbeitr. aus St. Gallen S. 50. Zahlreiche andere Ermittelungen des hochverdienten Gelehrten, die teilweise im Text benutzt worden sind, s. in der wertvollen Einleitung seiner Hebelausgabe von 1873. Ein weiteres Zeugnis vgl. in seiner Vadianausgabe II, Einleitung S. 85.

schweiz. Vokale aus den schweiz. Bibeln völlig verdrängt. Für Basel ist das wenig befremdlich, weil seine Druckereien auch sonst sich früh der neuen Norm gefügt hatten. Aber Zürich blieb im übrigen noch ein halbes Jahrhundert dem alten System treu.

Friedrich Zarncke hat Narrenschiff S. 275 annähernd das Richtige getroffen, wenn er um 1575 den Wendepunkt für Züricher Litteraturwerke ansetzt. Zwar zeigen Ludwig Lavaters Werke (1578 von Gespänsten und Unghüren, 1584 Nabal) noch länger den schweiz. Vokalismus; doch auch er huldigt 1582 in seiner Hiobübersetzung der neuen Mode, obwohl ihm seine „Landspraach geheimer (vertrauter) ist dann die ausländisch; drumb ich mich derselben lieber gebrauchen". Nach Lavaters Tode erschien seine Schrift 'der Eid' 1592 in hochdeutscher Vokalform. Auch Heinrich Bullinger hält am schweiz. Lautsystem fest (1575 Bekanntnus des wahren Glaubens, 1576 Summa christlicher Religion, 1578 Verfolgung, 1579 der christlich Ehestand); aber nach seinem Tode erscheinen Schriften von ihm in hochdeutscher Rezension. Rud. Walther hat bis etwa 1575 am schweiz. Vokalsystem festgehalten; zwischen 1575—1585 dringt der moderne Vokalismus in seine Schriften ein; und 1593 erklärt er die Genesis hochdeutsch.

So zäh war das Leben der Mundart. Man würde fehl gehen, wenn man die scheinbar moderne Sprache, die seit 1590 in Züricher Drucken überwiegt, für gutes Neuhochdeutsch halten wollte. Nur ganz äußerlich hatte sich die Mundart der modernen Norm angeschlossen. Wortschatz und Wortgebrauch, Stammbildung und Syntax behalten noch die alte Eigenart; nur die äußere Gewandung ist modern.

Solche Thatsachen muß man stets gegenwärtig haben, wenn man nicht in den Fehler Heinr. Rückerts[1] verfallen will, der speziell Zwingli partikularistische Bestrebungen und Isolirungs-

[1] Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, S. 186 ff.

gelüste unterschiebt. Wie Luther, so schrieb Zwingli eine vom Dialekt sich entfernende Schriftsprache. Was für diesen das Schweizerdeutsch, das war für jenen das Meißnische. Dadurch, daß Luther auf dem Boden organischer Diphthongirung lebte, war ihm ein breiterer Wirkungskreis und Erfolg bestimmt. Aber noch fehlte seiner Sprache die Sanction, welche ihr erst etwa nach einer Generation zu Teil wurde. Und was hätte die Schweiz bestimmen sollen, sich den Normen der kaiserlichen Kanzlei anzuschließen, nachdem sie sich politisch eben erst vom Reich losgelöst hatte?

Das konnte ja allerdings niemand zweifelhaft sein, daß die Schweiz ein großes Hemmnis in den sprachlichen Einheitsbestrebungen der Zeit war. Ein wenig schneller schloß Niederdeutschland sich der fremden Norm an! Kein Grammatiker des niederdeutschen Sprachgebiets setzt die Mundart seiner Landschaft als Norm für Schriftdeutsch. Aber wie früh war auch der sprachliche Anschluß Niederdeutschlands an Mitteldeutschland angebahnt worden! Wenn hier eine organische Entwicklung von der Mundart zur modernen Schriftsprache führt, so kann man in der Schweiz keine sprachliche Revolution erwarten, die mit Luthers Auftreten den Dialekt beseitigt und die fremde Mundart zur Schriftsprache macht. Und um so weniger ist eine solche sprachliche Revolution zu erwarten, als eben auf allen deutschen Gebieten, auch in der Schweiz,[1] das Latein als der gemeinsame Feind überwunden werden mußte. Zunächst mußte diese Fehde entschieden sein, ehe die sprachliche Suprematie einer deutschen Landschaft in Frage kommen konnte.

Soviel war allerdings ohne weiteres unzweifelhaft, daß sich die Schweiz in einen Kampf um die sprachliche Hegemonie überhaupt nicht einlassen konnte.

Der gewaltige Abstand des gedruckten Schweizerdeutschs von

[1] Vgl. oben S. 6. 17 über Oecolampadius und über den gestryfften Schwitzer Baur.

der Sprache der diphthongirenden Landschaften, zumal von dem mit der Reformation emporblühenden Meißnischen wird überall empfindlich fühlbar geworden sein; gerade die Verwandtschaft der geistigen Bestrebungen, die Luther und Zwingli vertraten, hätte unter anderen Verhältnissen religiös wie sprachlich vielleicht den unheilvollen Zwiespalt unmöglich gemacht, der durch das Verharren ganzer Landschaften bei der Kirche des Mittelalters geschaffen ist. In dieser gewaltigen Zeit, wo alles auf weite Wirkungen und rasch um sich greifende Erfolge zielte, konnte nichts hemmender sein als der ausgeprägte Dialekt, dem wegen seiner Laute und Flexionen, vor allem aber wegen seines zwar mannigfaltigen, dabei jedoch ganz eigenartigen Wortschatzes jede weiter reichende Wirkung versagt sein mußte.

„Einer möcht schwitzen, ehe ers verstehet" — sagt Luther von Zwinglis Deutsch und bezeichnet es — wohl von anderen als rein sprachlichen Antipathien geleitet — als „filzicht, feindselig". Diese Anklage richtet sich nicht sowohl gegen die schweiz. Vokalgewandung von Zwinglis Schriften, als vielmehr gegen seinen Wortschatz. Das schlimmste war: der Züricher und der Basler Wortschatz deckte sich nicht. Man vergleiche z. B. die Züricher Bibelausgabe von 1530 mit dem Basler Glossar Adam Petris, das S. 84 besprochen wird. Mit diesem stimmt kaum etwas in der Zürcher Bibel: *Marchen* Luther *Grenzen*, *feist* Luth. *fett*, *Wundmasen* Luther *Beule*, *Tag* Luther *Frist*, *losen* Luther *gehorchen*, *verschweinen* Luther *verschmachten* haben in dem Glossar des Basler N. T. andere Vertreter. Auch kann nicht weiter befremden, daß das unzulängliche Basler Glossar in den meisten Fällen zu der Zürcher Bibel überhaupt keine parallele Glosse hat; so zu Luth. *Feste* Zürch. *Underschlacht*, Luth. *Butter* Zürch. *Ancke*, Luth. *Schwegerin* Zürch. *Gschwei-Brůders Frau*, Luth. *Antlitz* Zürch. *Angesicht* (vgl. Mezger 424).

Wer hätte auch in Meißen von „Gott und Göttinnen" geredet, die bei der Taufe zugegen sein müssen! Ja man traute den

Schweizer Bibelübersetzern resp. ihrer Mundart böswillig zu, die Psalmenstelle „du salbest mein Haupt mit Öl" sei von ihnen wiedergegeben mit „du schmierest min Grind mit Schmeer" (Mezger 72).[1]

Wer die Eigenart der schweizerischen Mundart kennt und den gewaltig großen Abstand ermißt, der sie von der Sprache der übrigen maßgebenden Landschaften trennt, den wird es nicht wundern, daß Zwingli treu an der heimischen Mundart festhielt oder wie Luther sich einmal äußert, daß sie ihm „vil baß gefiel als dem Storke sein Klappern" (D. Wb. unter Heißelwort).[2] Das Verhalten der folgenden Generationen giebt dem Zürcher Reformator recht. Auch wenn guter Wille dem Geiste der Zeit nachzugeben bereit gewesen wäre — der sprachliche Charakter von experimentirenden Drucken wie der oben besprochenen zweiten Ausgabe „von Fryheit der Spysen" und zahlreicher ähnlicher Drucke — einerlei ob solche Versuche dem Setzer oder dem Autor anzurechnen sind — war zu zwitterhaft und zu wenig ermutigend, gleich anstößig für Deutsche wie für Schweizer. Vielleicht daß Zwingli und andere Schriftsteller durch den Mißerfolg solcher Experimente bestimmt an der heimischen Mundart festzuhalten sich entschlossen und mit Rücksicht auf das übrige deutsche Publikum das Lateinschreiben vorzogen. —

Um 1585 werden in der Basler Kanzlei, um 1600 in der Kanzlei von Schaffhausen die modernen Diphthonge herrschend. Die Züricher Ratsprotokolle vollziehen langsam zwischen 1650 und 1675 denselben Übergang; in Bern begann der Prozeß früher, ohne jedoch früher zum Abschluß zu kommen. Die gedruckten Verordnungen des Züricher Rats haben im September 1664 unser schriftsprachliches Lautgepräge angenommen. Bis 1620 liefern die Züricher Druckereien für den Schulunterricht Katechismen mit schweizerdeutschem Lautcharakter; in St. Gallen druckt man noch 1598 den alten Katechismus von 1528 Buch-

[1] Aus der Schrift „von dem touff" (Zürich bei Hager S. 11) erwähne ich: „jetzt fragt man Gott und Göttinnen" (Pate und Patinnen).

[2] Den Nachweis dieser Stelle danke ich Reinhold Köhler.

staben um Buchstaben nach. Um 1570 wehrt sich die Schaffhauser Geistlichkeit des Klettgaus gegen einen Katechismus mit modernem Vokalismus (Götzinger Hebelausgabe p. XIV). Am Schluß des Jahrhunderts giebt es in der Schweiz Schulausgaben antiker Klassiker mit Noten, welche schwierigere Stellen oder Worte in Schweizerdeutsch übersetzen, wie die Virgilausgabe des bekannten Lexikographen Frisius (1561).

Dieses langsame Zurückweichen der Mundart macht uns auch das Verhalten der Sprachtheoretiker begreiflich. Noch am Schluß des 16. Jahrhunderts erwähnen Grammatiker aus dem Inneren Deutschlands die Existenz einer schweizerischen Schriftsprache. 1593 bezeichnet der Freiburger Schulmeister Sebastian Helber dieselbe als die „höchstrheinische" (Burdach S. 19).

So verstehen wir auch die auffällige Thatsache, daß ein hervorragender Theoretiker wie der Verfasser des Mithridates für die Heimat nur das echte Schweizerdeutsch mit einigen idealisirten Zügen kennt und jenes Zwitterding zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch völlig ignorirt; hätte dieses Zwitterdeutsch einigen Raum eingenommen oder irgendwelche Hoffnungen erweckt, so wäre es Geßner am wenigsten entgangen; mit Recht störte ihn das Verhalten eines Ausländers wie Stumpf in seiner Auffassung der schweizerischen Sprachverhältnisse nicht. Für ihn existiren nur dyn, schryben, by, wyt, hüt, Fründschaft u. s. w. mit ihrem rein schweizerischen ī und ü statt nhd. ei und eu.

Leider ist die älteste deutsche Grammatik, die auf schweizerischem Boden entstanden ist, verloren. Kanzleidirektor Kaelin in Schwyz hat im Anz. f. Schweiz. Gesch. II, 80 aus dem Züricher Archivmaterial das einzig darüber bekannte mitgeteilt. Der Schwyzer Landschreiber Balthasar Stapfer verfaßte ein deutsches Sprachbüchlein zu Nutz und Frommen der Jugend und legte es im December 1540 dem Züricher Rat mit der Bitte vor, dessen Drucklegung durch die Froschouersche Offizin veranlassen zu wollen; der Züricher Rat lehnte das Gesuch ab

aus Gründen, die uns leider nicht bekannt sind. Ob das Büchlein sonst gedruckt ist, läßt sich bezweifeln. Aber man darf wohl mit völliger Sicherheit vermuten, daß diese Grammatik durchaus auf das Schweizerdeutsch basirt war. Ein Hauptbeweismoment für diese Ansicht liefert die erste in der Schweiz verfaßte deutsche Grammatik, die uns erhalten ist. 1564 veröffentlicht der tütsch Leermeister Joh. Kolroß sein „Enchiridion das ist Handbüchlein tütscher Orthography“ mit Zugrundelegung der heimischen Mundart, obwohl er sich laut der Vorrede die Aufgabe stellt „nach hochtütscher Sprach artlich und recht tütsch lehren schryben“. Er kennt und erwähnt den Vokalismus anderer Landschaften, zumal des Schwäbischen; aber sein Schweizerdeutsch ist ihm die einzige Norm.

Erst nach dem Anschluß einzelner Kanzleien und der Schriftsteller an die moderne Lautgebung (um 1585) tritt ein Grammatiker auf, der auf die heimische Mundart Bezug nimmt, aber durchgängig die Schriftsprache mit ihrem heutigen Lautcharakter darstellt und zur Norm erhebt; überall sehen wir in der „teutschen Orthographey“ des Basler Notaren und Gerichtschreibers Joh. Rud. Sattler (1607) den Kampf gegen das Schweizerdeutsch; er warnt davor *sehen*, *leihen*, *anfahen*, *schlahen* u. s. w. mit ch zu schreiben und erklärt es für Fehler *mein*, *pein*, *preisen*, *reiben* u. s. w., *Faust*, *Haus*, *Haut*, *Maul*, *trauren* u. s. w. mit einfachem i respektive u zu schreiben oder *Bein* und *Biene*, *Speiß* und *Spieß*, *Brauch* und *Bruch*, *Beutel* und *Büttel* zu verwechseln; man möge ihn nicht voreilig tadeln, daß er solche Regeln über ei und i, au und u gebe; mit Rücksicht auf seine Landsleute, „die im Reden und Schreiben gar viel das i für ei und u für au brauchen“, seien seine Regeln aufgesetzt (S. 24).

In Zürich, in dessen Kanzlei mehr als ein halbes Jahrhundert später der Anschluß an die nhd. Lautgebung durchgeführt wird, treffen wir noch 1656, also 50 Jahre nach dem Basler Sattler, fast 100 Jahre nach Kolroß einen Grammatiker, der sein

Schweizerdeutsch als Norm darstellt. H. Jak. Redinger, auf dessen Sprachbüchlein Prof. Jak. Baechtold in Zürich[1] unser Augenmerk gerichtet hat, war als Mensch und als Sprachtheoretiker zwar keine normale Erscheinung, ein Sonderling im Leben wie in seiner Orthographie; sprachwissenschaftliche Erwägungen bestimmen ihn, für seine etymologischen Combinationen, die zum großen Teil das Richtige treffen, den schweizerdeutschen Vokalismus für altertümlicher als den gemeindeutschen zu halten, und aus dieser Erwägung schöpft er den Mut die moderne Bewegung, die sich gerade damals in Zürich vollzog, von seinem „heldfeterischen“ Standpunkt aus zu beleuchten.

In der That der innere Anschluß der Züricher litterarischen Kreise an die nhd. Lautform vollzog sich erst jetzt.

Als im Jahre 1660 der Züricher Rat eine revidirte Bibelausgabe anregte und vielfach die Frage ventilirt wurde, ob die Bibel retentis vocabulis sed mutata tantum dialecto zu bearbeiten sei, wird von einigen Seiten ein enger Anschluß an das Hochdeutsche empfohlen; doch fehlte es nicht an Stimmen, die wieder für die schweizerische Mundart eintraten. Der Schaffhauser Gymnasialdirektor Stephan Spleiß befürwortete in einem sprachlich detaillirten Gutachten möglichst engen Anschluß an das modernste Deutsch unter Hinweis darauf, daß auch in Zürich „die hochteutsche Spraach je mer und mer schon bekannt und auch von unstudirten und ungeraisten leichtlich verstanden werde“ (Züricher Bibelrevisionsakten 427). Demgegenüber gibt ein anderes Gutachten (489) sich mit Rücksicht auf die Landbevölkerung der Hoffnung hin, man werde „bei einer unserem Landvolk bekannten und annehmlichen Phraseologey verbleiben und keine demselben unbekannte Wörter einmischen; sonsten bedunkt, daß man an etlichen Orten wol umb etwas näher könnte schreiten ad idioma unserer teutschen Sprach“.

Diese Äußerungen der beiden Gutachten schließen sich nicht

[1] Die Verdienste der Züricher um die deutsche Philologie S. 7.

aus. Immerhin haben die höheren Gesellschaftsklassen der Städte bereits Fühlung mit der modernen Schriftsprache gehabt, während die Landbevölkerung und die ungeschulten Stadtbewohner nichts als ihr Schweizerdeutsch kannten. In diesem Sinne verstehen wir auch die Verordnung des Berner Rats für die Geistlichen vom Jahre 1671[1], „man solle sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten, als welches den Verständigen nur ärgere und das gemeine Volk in ihrem Christentum nicht unterweisen thue". Das blieb für die Schweiz noch lange berechtigt, nachdem bereits die gebildeten Kreise, zumal die Schriftsteller und Gelehrten das Ideal der gemeindeutschen Schriftsprache anerkannt hatten. Und die Bibelausgabe von 1667 zeigt, in welchem Umfange man damals diesem Ideal nachstrebte.

Es handelte sich, wie eine Vergleichung mit den Bibelausgaben von 1530 lehrt, hier nicht mehr um die einfache Einführung der modernen Lautformen — diese waren bereits mehr als ein Jahrhundert eingeführt — sondern um einen mehr oder weniger engen Anschluß an Formengebung und Wortschatz im Deutschen. Das Gleiche gilt fortan von Neubearbeitungen von älteren Druckwerken. So war 1578 zu Zürich Ludw. Lavaters Schrift von Gespänsten, Unghüren, Fälen und anderen wunderbaren Dingen[2] u. s. w. erschienen im echten Schweizerdeutsch, und 1670 erschien eine Neubearbeitung, die nicht etwa retentis vocabulis, sed mutata tantum dialecto sich gibt, sondern große lautliche, flexivische, syntaktische und lexikalische Änderungen vornimmt.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe den endgültigen Anschluß der Schweiz an die deutsche Schriftsprache bis zu den letzten

---

[1] Behaghel, die d. Spr. S. 37; Tholuck, Gesch. d. kirchl. Lebens I, 280 (Nach einer Mitteilung des Herrn Collegen Ludw. Hirzel in Bern hat Tholuck seine Quelle nicht richtig angegeben).

[2] Eines der letzten Litteraturwerke im Schweizerdeutsch.

Regungen und Lebensäußerungen der Mundart zu verfolgen. Zunächst kam es bloß darauf an zu zeigen, wie trotz des verhängnisvollen Risses, den der lautmechanische Prozeß der modernen Diphthongirungen in Deutschland schuf, die allmähliche Aufnahme von Lautformen oder Lautzeichen fremder Mundarten einer sprachlichen Isolirung der Schweiz entgegenarbeitet und den Begriff einer gemeindeutschen Schriftsprache fördert.

## 6.

# Ober- und mitteldeutscher Wortschatz.

Zahlreiche Abweichungen im Wortgebrauch haben uns bei der Darlegung der landschaftlichen Schriftsprachen beschäftigt. Die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt hier einen Rückblick über jene mannigfaltigen Züge, welche für den Charakter der Sprache im 16. Jahrhundert so wesentlich sind.

Was wir nur mühsam durch vielseitige Beobachtung ermitteln können, drängte sich den Zeitgenossen sehr deutlich auf. Freilich bestehen die großen landschaftlichen Abweichungen im Wortgebrauch noch heute. Aber unter der Herrschaft der Litteratursprache drängen sich die Gegensätze nicht mehr so auf, wie in den reformatorischen Zeiten, wo der Wortschatz fast immer für die Heimat der Schriftsteller Zeugnis ablegen kann. Noch heute bestehen die altehrwürdigen Ätti, Ähni, Eidam in ihren alten Gebieten. Aber damals durfte der Schriftsteller sich ihrer bedienen. Noch heute kennen die Mundarten Oberdeutschlands das Verbum fühlen nicht und sprechen nach uralter Weise vom empfinden. Aber während heute auch der gebildete Oberdeutsche das Zeitwort fühlen kennt, war damals jedem zunächst nur der Wortschatz seiner landschaftlichen Mundart geläufig.

Diese Gegensätze mußten sich den beobachtenden Grammatikern

mit der Zunahme der litterarischen Produktion seit der Erfindung der Buchdruckerkunst immer energischer aufdrängen. Auch unsern Schriftstellern machte sich damals überall der Mangel eines gemeindeutschen Wortschatzes bemerklich; er hemmte die erwünschte Wirkung über möglichst große Gebiete. „Absynthium zu Latein wird zu Freiburg genannt Wermuot, zu Frankfurt Wygenkraut, zu Trier Alsen" (Der Frauen Rosengarten 1528 nach Birlinger in Herrigs Archiv 43, 123): so äußert ein Beobachter. Wegen Otter (für Natter) greift Emser unsern Bibelübersetzer an. Das sächsische Wort der Katholiken thurmen 'consecrare' wird mehrfach behandelt. Das westfälische Run 'eunuchus' zieht Luthers Aufmerksamkeit auf sich.

In Folge des großen Verkehrs, den die reformatorischen Bewegungen anregten, durch Religionsgespräche, durch die Berufung von hochdeutschen Predigern in niederdeutsche Lande und von niederdeutschen Predigern in hochdeutsche Lande, erhielten häufig derartige Wortprobleme eine gewisse Bedeutung. Bei der Züricher Disputation 1523 entstand z. B. eine längere sprachliche Debatte zwischen Zwingli und seinem Anhange einerseits und dem Constanzer Vicar Schmid anderseits über das Wort Magd, das Zwingli in einer gedruckten Predigt von der Mutter des Heilands gebraucht hatte, wo der Constanzer Jungfrau erwartete.[1]

[1] Das Ehrenrupfen, Zürich bei Froschauer f^b „Dir gebrist, daß du nit eidgenossische Sprach kanst. Im Schwyzerland heißet ein Jungfrou ein 'Dienstmagd', aber ein Tochter oder Maget heißet ein 'unversehrte Meid'. Dergestalt hat Zwingli geredt, der ist ein Schwitzer und prediget in ihren Landen und hat die Predige in ihren Landen geschrieben. Bi üch heißt ein Magt einen Dienst; die nennen wir Jungfrouen. Ein Magt heißt bei uns ein reine unbefleckte, die nennent ihr ein Jungfrouen." — Bei dem Religionsgespräch zu Lindau 1575 begegnet die Frage, ob Kinder machen oder Kinder bringen richtig sei; zu Gunsten der ersten Wendung werden die anwesenden Straßburger Theologen als Zeugen angerufen; die zweite Wendung war lindauisch.

Außer solchen Zeugnissen aus dem 16. Jahrhundert liefern uns alle Sprachdenkmäler jener Zeit den Beweis für die Thatsache, daß es einen gemeindeutschen Wortschatz damals nicht gegeben hat. Wer mit den Hülfsmitteln der Sprachwissenschaft ausgerüstet den Unterschied der Schriftsteller im Wortschatz feststellt, dem wird sich vor allem der große Abstand der oberdeutschen Materialien von den mitteldeutschen aufdrängen. So groß auch die lautlichen Abweichungen sein mögen, welche die oberdeutschen Mundarten von einander trennen — hinsichtlich des Wortschatzes zeigen sie feste Übereinstimmungen dem fränkisch-mitteldeutschen gegenüber. Anderseits stimmen die mitteldeutschen und niederdeutschen Lande — von der Pfalz bis nach Schlesien, vom Main bis zur Nord- und Ostsee — so häufig zusammen, daß wir fast von einem fränkisch-sächsischen Wortschatz reden können, der eher in England als in Oberdeutschland Parallelen hat.

Bei dieser großen Divergenz der Wortmaterialien haben wir länger zu verweilen; wir müssen sie an einem hervorragenden Beispiel veranschaulichen, um Thatsachen reden zu lassen. Welche Sprachverwirrung Luther — der Mittelpunkt für alle Beobachtungen — vorgefunden und neben sich herrschen gesehen hat, dafür mögen oberdeutsche Bibelübersetzungen als Beweise gelten. Sie sind um so bedeutsamer, weil sie den Einfluß von Luthers Sprache zu hemmen, ja zu vernichten berufen gewesen wären, wenn der Kulturprozeß dieser thatenreichen Zeit in der Persönlichkeit Luthers nicht einen Geisteshelden von unwiderstehlicher Gewalt geschaffen hätte. Sie repräsentiren also für uns einen wichtigen Sprachtypus, der nach dem Prognostikon des Maximilianischen Zeitalters zur Herrschaft in Deutschland berufen schien.

Auch hier ist die Ingolstädter Bibel, die von Luther und Emser ausgeht, von ganz besonderer Wichtigkeit; durch absichtliche Sprachänderungen, die durch die Mundart der Donaulande bedingt sind, hat Eck sie nach den Angaben seiner Vorrede von

der mitteldeutschen Bibel entfernt. Daneben verweisen wir auf die Züricher Bibel von 1530, die auch vielfach von Luther abhängig ist. Eine Mittelstellung nimmt die Sprache der Wormser Prophetenübersetzung von Hätzer und Denkh 1527 ein, die für Luther wie für die Züricher nicht ohne Bedeutung gewesen ist. Eine Vergleichung dieser Bibeltexte liefert uns zahlreiche Belege, die uns zeigen können, wie starke Gegner den Wortmaterialien Luthers im Wege waren.

Wenn wir hier den Versuch einer Wortconcordanz, bei dem mich einige Zuhörer, besonders Herr Stud. Ernst Heilborn auf das eifrigste unterstützt haben, in bescheidenem Umfange wagen, dürfen wir in Anbetracht der Schwierigkeit eines solchen Versuchs wohl ganz besonders die Nachsicht des Lesers erbitten; nur illustriren wollen wir unsere obigen Darlegungen; niemand wird hier ein vergleichendes Wörterbuch jener Bibeln erwarten.

| Luther | Eck | Wormſ. Proph. | Zür.-Bib. |
|---|---|---|---|
| Acker Lands | Juchart | Juchart | Jauchert |
| alber | einfältig, unschuldig | | unweis |
| Antlitz | Angesicht | Angesicht | Angsicht. |
| bang | trang, angst, betrůbt | bekümmert | angst, bekümmert. |
| beben | bidmen (er-) | bidmen (er-) | bidmen (er-). |
| bersten | brechen | | brechen. |
| blach Feld | flach Feld, ebenes Feld | flach Feld, flaches Feld | flach Feld. |
| brausen | schallen, sausen | rauschen | rauschen. |
| Blitze Plur. | Blitzger | Blitzgen | Plitzgen. |
| Blüte | Blůme | Blůst | Blůst. |
| Buben (böse) | teuflisch Mann, Kinder Belials | | Kinder Belials. |
| bunt | gesprächelt, gesprengt, von vieler Farb, gescheckt, gescheckelet, tüpflet (tupflot) u. s. w. | gesprechelt | gesprächelt, geringlet, geteilet, von mancherlei Farb. |
| Eckel | Greuel, Grauen, Abscheu | Unlust | Unwillen, Greuel, Unlust, Verdruß. |

| Luther. | Eck. | Worms. Proph. | Zür. Bibel. |
|---|---|---|---|
| einträchtig | ainerlei Sinns, mit ainhelligem Munde, ainmůtigklich | | einerlei Sinns. |
| Erdbeben | Erdbidem | Erdbidem | Erdbidem. |
| Erdenkloß | Laim der Erden | | Erdenklotz. |
| ernten | schneiden | schneiden | ernden. |
| erretten | erlösen, erledigen | erretten | erretten (erlösen). |
| fett | faißt | fett, feist | feist. |
| Flamme die | Flamm der | Flamm der | Flamm der. |
| Flasche | Lägel | | ein Fläschen oder Lägel. |
| Fliegen Plur. | Mucken | Mucken | Mucken. |
| freien | zur Ehe nehmen, heiraten | | zur Ehe nehmen. |
| fülen | empfinden, greifen, wissen | verstehen | verston. |
| Gedächtnis das | Gedächtnus die | Gedächtnüs die | Gedachtnus die. |
| Gefäß | Geschirr | Geschirr | Geschirr. |
| gehorchen | hören, gehorsam sein | gehorchen, folgen, gehorsamen, hören | gehorsam sein, losen, hören. |
| Gesang der | Gesang das | | Gesang das. |
| Gesetz | Gsatz, Gesatz | Gsatzt | Gsatz. |
| Gewalt die | Gewalt (Gwalt) der | Gewalt der | Gwalt (Gewalt) der. |
| Grentze | Grenitze, Gegend, Landmarck | Grentz | Landmarch. |
| Grundvest | Pfulmet, Fundament | Grundvest, Fundament | Pfimmend, Pfimmet |
| Halle | Vorschopf, Kapelle | Vorschupf (Vorschopf) | Vorschopf |
| haschen (er-) | ergreifen, fahen, halten | | erwütschen, ergreifen. |
| harren | warten | warten, verziehen | warten, Vertrauen haben. |
| Heuchler | Gleißner | Gleißner | Gleißner. |
| Heupt | Haupt | Haupt, Kopf | Haupt. |
| Heuschreck | der Heuschreck | der Heuschreck | Höuwstöffel. |
| Hügel (Emser Hubel) | Bühel | Bühel | Bühel. |
| Kahn | Nachen | | Barche. |
| Kasten | Arch | Kasten | Arch. |
| Kot | Kat | Kodt | Kaat |
| Kelter | Kelter | Trott, Torckel | Trott. |
| Kleinot | Gezier, kostlichs Ding | Kleinot, Kleinet | Gezierde. |
| Kloß | Schollen | | Klotz. |
| klug | weise, züchtig, verständig, witzig | klug | weise. |

| Luther. | Eck. | Wormſ. Proph. | Zür. Bib. |
|---|---|---|---|
| Küchlein | Hünle | | Hünly. |
| Lappen | Bläß | | Fleck. |
| Laſt die | Laſt der | Laſt der | die Burde, der Laſt. |
| Leuchter | Ampel | Leuchter | Ampel. |
| Lippe | Lefße | Lefße | Lefße. |
| Luft die | Luft der | Luft der | Luft der. |
| Maulwurf | Moltwerf | Schär, Maulwerff | Schär, Mulwerf. |
| mieten | dingen, beſtellen | dingen | dingen. |
| Mond, Monat | Monat | Monat | Monat. |
| Motten (Emſer Matten) | Schaben | Schaben | Schaben. |
| Neffe | Kindskind, Enklin | Kindskind | Kindskind. |
| Ort der | die Stat, Ort das | Ort das | Ort das. |
| Otter | Schlange, Nater | Schlange.Schlang | Schlange, Nater, Fipper. |
| Ottergezicht | Natterngeſchlächt | | Natergezücht. |
| Perle | das Perlen | | das Pärlin. |
| Pful | Teich | | Teich. |
| [ſpotten] | pfeiſen | pfeiſen | pfeiſen. |
| Pflaſter | Eſterich | Eſtrich | Eſterich. |
| Pfül, Pföle | Pfulbe | Pfulwe | Pfulwe. |
| plötzlich, blotzling | in einem Nu, in einem Augenblick | urblützling(=en) | ſchnell. |
| Pöbel | gemain Volk, Pöfel | gemeines Volk | gemeines Volk. |
| prüfen | probiren, bewären | brüfen, probiren, verſuchen | bewären, erkunden, leutern. |
| Qual | Pein, der Qual | | Pein. |
| quälen | peinigen | | peinigen. |
| Rabe | Rapp | Rapp | Rapp. |
| Rätſel | Räterſch | Räterſch | Räterſch. |
| Reichtum der | Reichtum die, der | Reichtumb(Reichtum) die | Reichtům die, Reichtům der. |
| Riebe | Rippe | | Rippe. |
| Sand der | Sand das | Sand der | Sand der. |
| ſchmecken | verſůchen | | verſůchen, ſchmecken. |
| Schöps | männliches Schaf | | männliches Schaf. |
| Scheffel | Metz(en), Malter | | Vierteil. |
| ſchenken | begaben | ſchenken | geben, ſchenken. |
| Scheune | Scheur | Scheur | Scheur, Speicher. |
| in Schichten | in Rotten | | |
| Scherf, Scherflin | Haller, Ortlin | | Scherpflin, Örtly. |
| Schleuche | (Saum)heut | | Schleuch. |
| ſchlummern | ſchläfrig ſein | naftzen | ſchläfrig ſein. |
| ſchmücken | zieren, herrlich machen | aufmutzen, herrlich machen, zieren | aufmutzen, zieren, köſtlich kleiden. |
| Schuppe | Schůpe, Schůppe | Schůpe | Schůpe. |
| Schwefel | Schwäbel | Schwäbel | Schwäbel. |

| Luther. | Eck. | Wormſ. Proph. | Zür. Bib. |
|---|---|---|---|
| Schwägerin | Fraudes Brůders | | Brůders Frau, Gſchwei. |
| Schwager | BrůderdesManns | | Schwager. |
| ſeer Adv. | vaſt | | vaſt. |
| ſich ſehnen | begehren, verlangen | | Begierd haben, verlangen. |
| Seuche | Krankhait, Siechtům | | Sucht, Krankheit. |
| ſichten | reitern | reitern | reitern. |
| Sindflut | Sindfluß, Sündfluß | | Sündfluß. |
| Sperling | Spatz | | Spar. |
| Spitze die | Spitz der | | Spitz der. |
| Splitter | Agen | | Spreiß. |
| ſteupen | ſchlagen, ſchelten | züchtigen | ſtrafen, ſchlahen. |
| Stoppel | Stupfel | Stoppel | Stupfel. |
| Stufe | Staffel, Stapfel, Eerſtaffel | Staffel | Staffel. |
| tauchen | tunken | | tunken. |
| Taufe die | Tauf die und der | | Tauf der. |
| täuſchen | triegen (be-) | triegen (be-), vorteilen | betriegen, vervorteilen. |
| Tenne die | Tenn der | | Tenn der (die, das). |
| Thon | Laim | Leim, Lett | Leim. |
| Thräne | Zäher (Träher) | Träher | Trähen. |
| Thurm | Thurn | Thurn | Thurn. |
| Topf | Hafen | Hafen | Hafen. |
| Töpfer | Hafner | Hafner | Hafner. |
| Ufer | Geſtad | Geſtad | Gſtad. |
| verſchlingen | verſchlinden, verſchlucken, verſchlücken | verſchlinden | verſchlinden, verſchlucken. |
| verſünen | verſönen | verſůnen | verſůnen. |
| vertrauen | vermählen | | vermächlen. |
| Wandel | Tadel, Breſten | Wandel | Mackel, Präſten. |
| Weinberg | Weingarten | Weingarten, Rebberg | Weingarten, Weinberg. |
| Weinerndte | das Weinleſet | das Weinleſen | Wümmet, Herbſt. |
| Weiſe | Waiß | Weißle (in) | Weißle (y). |
| weiſſagen | prophetiſiren | weiſſagen | prophetiren. |
| welk, verwelken | abreiſend; verſchwelken, ſchwelck werden, verderben, abnehmen, abfallen | welck, abreiſend; abfallen | abreiſend, hinfällig, welk; verderben, erdorren, hinfallen, abfallen. |
| Wolke die | Wolck der | | Wolck der. |
| zerſchmeißen | zerſchlagen | zerſchmeißen | zerſtören. |

| Luther. | Eck. | Worms. Proph. | Zür. Bib. |
| --- | --- | --- | --- |
| zerschmettern | zerbrechen, zerknitschen | zerknütschen | zermürsen, zerscheitern, zerbrechen. |
| Ziegenbock | Gaißbock | Zigenbock | Geißbock. |

Diese Zusammenstellungen lehren, wie sehr die Wirkung von Luthers Deutsch durch die allgemeinen Sprachverhältnisse der Zeit gehemmt war. Oberdeutschland war eine Spracheinheit für sich. Mitteldeutschland, das durch die Reformation zum Mittelpunkt unseres Vaterlandes geworden war, erhob sich mit der Persönlichkeit Luthers gegen die Autorität jener Landschaften, denen die politische Hegemonie zukam. Daß unseres Reformators Sprache über die widerstreitenden Momente schließlich den Sieg davon getragen, davon gibt unsere Concordanz einen schlagenden Beweis. Diesen Sieg des mitteldeutschen Wortbestandes danken wir zweifellos Luthers Bibelübersetzung.

Es ist kein Zufall, daß zahllose Abdrücke des neuen Testaments, die aus oberdeutschen Druckereien hervorgingen, Luthers Wortschatz im allgemeinen unangetastet lassen; die Basler, Straßburger, Nürnberger, Augsburger Ausgaben binden sich an Luthers Lautsystem wenig, aber sein Wortmaterial ändern sie selten; und 1535 konnte Wendel Rihel zu Straßburg der Hoffnung Ausdruck geben, man werde sich leicht an den fremdartigen Sprachgebrauch Luthers gewöhnen (S. 56).

Solche Anschauung mag mehrfach für die Verleger maßgebend gewesen sein. Zudem war der Ruhm der neuen Übersetzung so unerschütterlich fest begründet, daß man den Wortlaut des Reformators nicht zu ändern wagte, soweit nicht Confession oder Sekte eine sachliche Textrevision forderten: man zog es vor, den Leser durch ein kurzes Glossar über die unverständlichen Worte Luthers aufzuklären. Dieses Mittel ersann Adam Petri, der Basler Buchdrucker, der eine Zeit lang die oberrheinischen Lande mit zahlreichen Abdrücken des neuen Testaments versah und so die Reformation kräftig förderte. Als er im Jahre 1523

den zweiten Abdruck erscheinen ließ, gab er demselben ein Wortregister bei, das „die ausländischen Wörter auf unser (Baslerisches) Teutsch anzeigt“: „Ich hab gemerkt, daß nit jedermann verston mag etliche Wörter im jetzt gründlichen verteutschten neuen Testament; doch hätten dieselbigen Wörter nicht ohn Schaden mögen verwandelt werden; drum hab ich lassen dieselbigen auf unser Hochteutsch auslegen und ordenlich in ein klein Register fleißlich verordnet“. In den späteren Ausgaben hält Adam Petri an diesem Mittel, Luthers Text dem oberrheinischen Publikum näher zu bringen, fest; und andere oberdeutsche Verleger folgen seinem Beispiel.

So könnten wir uns einer bequemen Einsicht in den Wortschatz von Straßburg, Augsburg, Nürnberg erfreuen, wenn ihre Druckereien selbständig und von dem Basler Petri unabhängig zu Werke gegangen wären. Leider schließen sich die Glossare zum neuen Testament, die Knoblauch in Straßburg (seit 1524 in mehreren Ausgaben), Hans Hergott in Nürnberg 1526, Heinr. Steiner in Augsburg 1531 ihren Ausgaben von Luthers Testament beigeben, fast wörtlich an Petris Glossar an; nur in wenigen Änderungen nehmen die Drucker Rücksicht auf ihre heimische Mundart. Wären sie selbständig zu Wege gegangen, so würden jedenfalls größere Unterschiede gegen das Basler Glossar zu Tage treten, und wir wären über den Wortschatz von Straßburg, Nürnberg und Augsburg weit besser belehrt als durch die vorliegenden Glossare. Doch dürfen wir einen Gesichtspunkt dabei nicht außer Acht lassen: der Wortbestand aller oberdeutschen Landschaften berührte sich vielfach, auch wenn sonst lautliche Unterschiede die Sprache Oberdeutschlands in mehrere kleinere Mundarten aufgelöst hat. Es ist — zur Bestätigung und Ergänzung unserer Concordanz — nicht unwichtig, dem Leser einen Abdruck des Basler Glossars vorzulegen und die Varianten der übrigen bisher unbeachteten Bibelglossare mitzuteilen. Ohne den rein orthographischen oder auch lautlichen Varianten Beachtung zu schenken, bietet die folgende Tabelle die Ab-

weichungen der Straßburger Ausgabe von 1524, der Nürnbergischen Ausgabe von 1526 und der Augsburgischen von 1531 von Adam Petris Originalglossar zum neuen Testament.

| Luther. | Basler Glossar. | Varianten. |
|---|---|---|
| ähnlich | gleich | Straßb.-Augsb. fehlt. |
| afterreden | nachreden | |
| alber | nerrisch, fanteschtisch | |
| altvättelisch Fabel | alter weyber märlin | |
| Anbiß | morgenessen | Nürnb. eyn früstück |
| Anfall | anteil, loß, zůfal | Nürnb. fehlt zůfal. |
| Anfurt | der schiff anlendung | |
| Anstoß | ergernuß, strauchlung | Nürnb. ergernus, eyn böß beispil. |
| Aufschub | verzug | |
| aufrucken | verwehsen, beschuldigen | |
| bang | engstig, zwang, gedreng | Straßburg-Augsburg angst, zwang, gedreng. Nürnberg engstig. |
| beben | bidmen | |
| befragen | zancken, zweytregtig sein | |
| befrembden | verwundern | |
| bereuen | | Nürnb. rasten, rhůen. |
| Beruckung | vahung | |
| beschickten | begrůben, volgten, bestatten | |
| bestrickten | fahen, binden | |
| besudlen | verunreinen, beflecken | |
| betaget | alt, hat vil tage | |
| beteuben | truncken, krafftloß machen | Nürnb. truncken, entrüsten, schellig machen. |
| betrauwen | verbieten, treuwen | |
| betretten | radtschlagen, underreden | |
| betüngen | tüngen mit mißt | |
| bewüst | erkant, erfaren | |
| Beilag | vertrawt, hinderglegt gůt | |
| blehen | hochmütig sin | Nürnb. auffblasen, sich erheben, frech, trutzig. |
| Blaßtückerei | böß, tückisch, listig | Nürnb. + alfentzig. |
| blotzling | gehling, schnelliglich | Nürnb. + augenblicklich. |
| brachtig | hochmütig, hochfertig | |
| braußen | rauschen, sausen | |
| brüsen | mercken, erkennen | fehlt Nürnb. |
| Darb | notturfft, armůt | |

| Luther. | Basler Glossar. | Varianten. |
|---|---|---|
| darben | nott, armůt leyden | |
| deutlich | offentlich, mercklich | Nürnb. — merklich. |
| dürstig | keck, kůn | |
| empören | erheben, streußen | Augsb. erhöhen, strußen. Straßb. erhöben, streußen. Nürnb. erheben. |
| entkamen | enttrunnen, entlieffen | |
| enlich | glich | Nürnb. fehlt. |
| entwandt | entzogen, entwert | Nürnb. — entwert. |
| Erbschichter | erbteiler, erbscheider | |
| Erdbeben | erdtbydem | |
| erhaschen | erwischen, fahen | |
| erndten | schneiden | |
| erregen | entporen, auffrůhr machen | Nürnb. + bewegen. |
| ersaufen | ertrincken | |
| Eifer | ernst | |
| eitel | wan, lår, unnütz | |
| Fahr | ferligkeit, sorgligkeit | |
| ferne | so ferr, so weyt | Straßb.-Augsb. ferr, weyt. Nürnb. fehlt. |
| Feinantzer | newfündig zů bősen | Nürnb. fehlt. |
| Feil | nachlesigkeit, versümniß | |
| Fäle | missethat, sünde | |
| Fal | mangel, gebresten | Nürnb. mangelt, gebricht. |
| Feldweg | rast, roßlauff | |
| Feuereifer | feuriner ernst | |
| flehen | bitten, ernstlich begeren | |
| Flicken | bletzen | |
| freien | weiben, eelich werden | Nürnb. + heyraten; Augsb. weiben, ehelich werden. |
| Frummen | nutz, gewin | |
| fülen | empfinden | |
| Gebür | billich, gemeeß | |
| geborsten | gebrochen, zerrissen | |
| gedeihen | wachsen, zůnemen. | |
| Gefäß | geschir | |
| Gegend | landtschafft | |
| Geheimniß | heymligkeit, sacrament | |
| gehorchen | gehorsam, undertheniq sin | |
| Gelindigkeit | gůtig, senfft, milt | Augsb. gůtikeit, milt. |
| gepfropft | gepflantzt | Straßb. Nürnb. Augsb. geimpft, gepflanzt. |
| Gerücht | geschrey, leumed | Nürnb. — leumed. |

| Luther. | Basler Glossar. | Varianten. |
|---|---|---|
| gesteupt | mit růtten gestrichen | Augsb. růten gestrichen. Nürnb. mit růten ausgestrichen. |
| Getreide | korn, frucht | |
| Getümmel | ungestimb, auffrůr | |
| getünchte Wand | geweißte, bekleibte | |
| Gezüchte | geschlecht | |
| gichtprüchig | gichtsüchtig | Nürnb. gegichtsüchtig. |
| gleichbertig | gleichförmig | |
| Götzenopfer | abgötteropfer | |
| Grenß | gegny, umbkreyß | |
| grunßen | grimmig sein, zürnen, kurren | Straßb. Augsb. — kurren. |
| Hall | vorlaub, fürschopff, ingang | Straßb. Augsb. — fürschopf. |
| harre | ward, beytte | |
| haschen | erwischen, fahen, ergreiffen | Augsb. — ergreiffen. |
| hauchen | blosen, wehen | |
| Hälfft | halb | Straßb. Augsb. halbteyl. |
| hermeten sich | bekümmerten sich, waren engstig | Straßb. Augsb. — waren engstig. |
| Heuchler | gleißner, trügner | |
| heiradten | mannen, eelichen | |
| hönen | spotten, schmähen, schenden | Straßb. Augsb. — schmähen. |
| Hügel | gipffel, bühel | |
| inthan | geben, überantwort | |
| Kahn | weidling, nachen, klein schiff. | Straßb. Augsb. — weidling. |
| Kerich | feget, staub, kutter | |
| Klufft | kling, krufft, hüle | Straßb. Augsb. — kling. |
| Knochel | knod, gleich | |
| kostet | versüchet, schmackt, kieset | Straßb. Augsb. — kieset. |
| Kreßmerei | krämerey, merckten | Augsb. - merkten. |
| Küchlin | hüncklen, junge hünlin | Augsb. — hüncklen. |
| kündig | wissend, erfahren | |
| lägert sich bei Schichten | hauffenweiß | |
| Lippen | lefftzen | |
| Lappen | stuck, pleß, lump | |
| laß | mied | |
| lencken | umbkeren, umbwenden | |
| Lerman | aufflauff, auffrůr | |
| Liechtstar | leuchtern, lußern | |
| malmen | zermalen, zerknütschen | Nürnb. zermalen, zerknirschen; Straßb. Augsb. zermalen, zerknüßen. |
| Markt | fleck, dorff | |

| Luther. | Basler Glossar. | Varianten. |
|---|---|---|
| Meuchelmörder | heimlich mörder | fehlt Nürnberg. |
| meuchel, meucheln | | Nürnb. heymlich triegen |
| Mietling | gedingter knecht, taglöner | |
| mieten | bestellen, dingen | |
| monsüchtig | mönig, lunig | |
| Morgenland | auffgang der sonnen | |
| Macht | schleyer | fehlt Nürnb. Augsb. |
| Mutten | schaben | |
| Mintz | bachmintz | |
| Neff | schwestersun, vetter | |
| Narben | wunden, malzeichen | |
| Ottergezicht | ottergeschlecht | Straßb. Augsb. nottergeschlecht; Nürnb. geschlecht. |
| Panier | baner, venle | |
| Pfal | anfechtung des fleisches | |
| Preis | lob, rhům | |
| průffen | | Straßb. Augsb. Nürnb. versůchen, erkunden. |
| Pubelvolck | heylos, unnütz volck | |
| Qual | pein, kranckheit | |
| quelen | peinigen | Nürnb. Straßb. Augsb. + quetschen. |
| Raben | rappen | |
| rasen | toben, unsinnig, fast zürnen | Straßb. Augsb. — fast zürnen. |
| rasseln | braspeln, rauschen, roßlen | Straßb. Augsb. — rosseln. |
| Raum | weite, platz | |
| rügen | schenden, schand entecken | |
| ruchtpar | ausgerůfft, lautprecht | |
| rüchtig | namhafftig, eins großen růmß | Straßb. Augsb. — eins großen růms. |
| Rüsttag | bereittag, heiliger obent | |
| Rüstzeug | werckzeug | |
| sauret | sawr, geheffletsa | |
| Schaubrot | heilig brot, geweicht brot | |
| schautragen | offentlich tragen, zeigen | Straßb. Augsb. — zeigen. |
| scheel | schylen, glunen, übersichtig | Straßb. Augsb. — glunen. |
| Scheffel | sester, symmerin | |
| Schlachttag | metzeltag, tag der wirtschaft | |
| Scherfflin | örtlin, halber heller | Straßb. Augsb. — örtlin. |

| Luther. | Basler Glossar. | Varianten. |
|---|---|---|
| schmücken | zieren, auffmutzen | |
| schnaubet | tråwet, anschnawbet | |
| Schnur | sunßfrau | |
| Schoß | zinß, steur, rent | Nürnb. + zol. |
| Schranken laufen | zům zil lauffen | |
| schüttert | betriebt sich | |
| Schwelgerei | überfluß in essen und trincken | |
| schwulstig | auffgeblasen | |
| sehnet sich | begern, begird haben | |
| Seims | ungeleutert hőnig, waben | Straßb. Augsb. — waben. |
| semptlich | miteinander | |
| sichten | seyhen, reutteren | |
| Soller | saal, summerlaub | |
| Spaltung | zanck, zwitracht | |
| Splitter | spreyß | |
| Spügniß | gespenscht | |
| Stachel | eisene spitz an der stangen, scherpffe | fehlt Augsb. Straßb. — scherpffe. |
| Stachel lencken | sich gegen dem spitz keren | fehlt Augsb. |
| steupen | mit růtten außstreychen | |
| storrig | widerspennig, streytig | |
| Stufen | staffel, steig | |
| tadlen | stroffen, berafflen, nachreden | Straßb. Augsb. — beraff=len. |
| taugt nit | zimpt nit, ist unbillich | |
| tauchen | tuncken | |
| Teppich | gautter, golter, ser=gen | Augsb. — gautter. |
| teuschen | betriegen | |
| töpferen | erden geschir | |
| Thränen | trehern, zehern | |
| Tümmel | gethőn, geschrey | |
| Triestern | grüsch, treber | |
| überreicht | überantwort, gegeben | |
| übertaubet | ertruckt, tempfet | |
| verbanneten sich | machten ein bundt miteinander | |
| vervorteilen | schedigen, betriegen | Straßb. Augsb. — schädigen. |
| verhüllet | verbunden, umbwickelt | Straßb. Augsb. — umwickelt. |
| verschmachten | verkamen, erligen, verderben | Augsb. Straßb. — erligen. |
| verstorzt | verirret | |
| vertritt | verspricht, verwesen | |
| Ufer | gestad | Straßb. ein stad. |
| umbringeten | umbgaben, umbkrey=seten | |

| Luther. | Basler Glossar. | Varianten. |
|---|---|---|
| undeutlich | unverstentlich | |
| untüchtig | ungeschickt, unnütz | |
| unthadelich | unstrefflich | |
| Unverruglichkeit | unbeweglich, unerstörlich | Straßb. Unbeweglichkeit. Augsb. fehlt ganz. |
| unverwelcklich | allweg grünend, nit welck | Straßb. Nürnb. Augsb. + oder schwelck. |
| urbittig | bereytt, willig | |
| Vorhaut | unbeschnitten | |
| ausgerottet | von der rott abgesündert, außgerüt | Straßb. Augsb. — von der rott abgesündert. |
| Wat | gewandt, kleyd | |
| wegeren | sich widern oder weren | |
| wetterwendisch | unstet | |
| weiland | etwan, vor zeiten | |
| wichtige | schwere, lastig | |
| zerrutten Sinn | böse verkerte sinn | |
| Ziegenfell | geyßfell, kitzenfel | |
| zerschellen | zerkloben, zerspalten | |

7.

# Niederdeutsch und Hochdeutsch.

Der Name 'Deutsch' gilt wie für alle Mundarten so auch für die niederdeutschen. Mit dem 16. Jahrhundert kommen genauere Bezeichnungen auf, die durch den Gegensatz von hochdeutsch, oberländisch, oberdeutsch und obersächsisch angeregt sind. Man spricht zu Luthers Zeiten von niederländischer, niedersächsischer Sprache und besonders gern von sassischem Deutsch (sassesche Düdesch, nedersassiske Sprake), um das Deutsch der niederen Landschaften von den hochdeutschen Dialekten zu unterscheiden. Landschaftlich redet man gelegentlich auch von der pommerschen, der holsteinschen, der westfälischen Sprache.[1]

Daß die niederdeutsche Lautstufe einmal durch ganz Deutschland gegolten und daß sie nach und nach vor den neu erstehenden hochdeutschen Sprachgesetzen zurückgewichen, ist eine der ältesten Entdeckungen in der deutschen Sprachwissenschaft. Schon das 16. Jahrhundert zweifelte nicht daran. Ein Beweismoment lehrte schon damals, daß das Niederdeutsche eine aussichtslose Sprachstufe sei, der das mächtig voran schreitende Hochdeutsch stetig Raum abgewinne. So wußte man damals, daß Halle

[1] Die niederrheinischen Mundarten werden von demselben Jahrhundert als 'watländisch' bezeichnet in Oberdeutschland, wo das wat, dat für was, das als besonders charakteristisch nach Tschudi Alpisch Rhätia S. 113 und Seb. Franck Germania 373b empfunden wird.

einst niederdeutsche Urkunden ausgestellt habe, aber gänzlich hochdeutsch geworden sei. Vom 14. Jahrhundert an hat sich thatsächlich die mitteldeutsche Sprachgrenze von Süden nach Norden verschoben. Es beruht auf einem organischen Prozeß in der Volkssprache, nicht aber auf litterarischem Einfluß, daß auf einem bestimmten Gebiet die niederdeutschen t k p der mitteldeutschen Norm der Verschiebung folgen.

Die ganze Bewegung der Lautverschiebung war von Süden nach Norden vorgedrungen, anfänglich mit großer Schnelle, dann aber kraftlos und matt. Halle und Merseburg sind die äußersten Punkte des Niederdeutschen um 1300. In Merseburg vollzieht sich der Umschwung zum Mitteldeutschen bereits 1340; bis etwa 1390 herrschen in Halle niederdeutsche Urkunden und um 1477 ist Mitteldeutsch die maßgebende Sprache, während das Niederdeutsche nur noch kümmerlich in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung lebt.[1] Mansfeld, Walkenried, Eisleben, Kölbick sind niederdeutsche Orte, die aber im 15. Jahrhundert mitteldeutsche Konsonantengebung annehmen und in ihren Urkunden durchführen. Im Beginn des 16. Jahrhunderts dringt das Mitteldeutsche bis in die Diöcese Magdeburg vor. Der Grund dieser ganzen Bewegung ist unbekannt. Jedenfalls hat der Prozeß vor der Reformation und durchaus unabhängig von der Reformation stattgefunden. Vielleicht ist er — wie Friedr. Zarncke Beitr. VI, 19 will — durch den Umstand begünstigt worden, daß dieses Gebiet stark mit slavischen Elementen durchsetzt und darum weniger widerstandsfähig war; man rechne dazu, daß grade auf demselben Gebiet auch Angeln wohnten, die bis etwa ins 11. Jahrhundert ihrer alten eigenartigen Sprache treu geblieben waren. Es war mithin ein Gebiet, das durch Völker- und Stämmemischung Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit seiner Sprache erlangt hatte.

Es kommt dazu, daß im allgemeinen Niederdeutschland der

[1] Fr. Hülsse in den Geschichtsblättern für Magdeburg XIII, 166; Tümpel Beitr. 7, 99; Fed. Bech Germ. 26, 351.

benachbarten Mundart Mitteldeutschlands seit alter Zeit sprachliche Concessionen gemacht hat. So hatte im höfischen Zeitalter ein niederdeutscher Dichter — Albrecht von Halberstadt — in mitteldeutscher Mundart gedichtet. Auch hatten die niederdeutschen Mundarten früh aus den benachbarten hochdeutschen Landschaften Wortmaterial geborgt. Seit dem Beginn der Buchdruckerkunst begegnen in alten Drucken wie in modernen Dialekten Worte von unzweifelhaft hochdeutschem Lautgepräge wie ganz, reizen, Götze, schwatzen, trotzen, Herz, Schmerz, Filz, Runzel, Renzel, Schatz, Glanz, zieren, Zorn, spitz, Ziege, Kreis, tanzen, zittern, Würfel. Ja vereinzelt übt sogar die hochdeutsche Flexion in niederdeutschen Gebieten Einfluß; wir treffen in verschiedenen Drucken das neutrale -es wie in alles, eines, blindes, oldes, liebes, auch etwas, wo wir das niederdeutsche t erwarten müßten.

So wird es begreiflich, daß mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts einzelne plattdeutsche Städte in den höheren Gesellschaftsklassen bereits dem Hochdeutschen weiteren Spielraum gaben. Nur halte man es nicht für gutes reines Hochdeutsch. Es war ein sonderbares Zwitterjargon, das wir da sehen. Über die Sprachverhältnisse von Magdeburg, wo allerdings der Dialekt heute fast ganz verschwunden ist, sind wir durch den Ratsherrn Georg Torquatus (um 1530) unterrichtet; derselbe hat seine Biographie in einem furchtbaren Mischmasch von Meißnisch und Niederdeutsch geschrieben: da wechseln Sätze 'ick hebbe de Schole besocht — ich lebe dir mit Mund, Herz und That'. Aber er sieht das Meißnische als sein Ideal an; diesem muß das heimische Niedersächsische immer mehr angeglichen werden; die zukünftigen Staats- und Kirchendiener soll man von Kindheit an mit der Schönheit des Meißnischen vertraut machen.

Für Hamburg bezeugt der Geschichtsschreiber Crantz ähnliche Verhältnisse in seiner 1517 verfaßten 'Saxonia': „es heben itzt

auch an die unsrigen sich zu befleißigen den öberen Deutschen ihr Kirren nachzureden". Und so ereifert sich 1582 der Lexikograph Chytraeus gegen diejenigen, welche ihr Platt mit Brocken anderer Mundarten mischen und es dabei doch zu keiner reinen Sprache bringen (Burdach 16).

Dieses zwilichte[1] Deutsch ist ähnlich demjenigen, das wir auf schweizerischem Boden kennen gelernt haben. Da treffen wir in demselben Schriftstück oder Druck Hoch- und Niederdeutsches in buntem, regellosen Gemisch. Der Pommer Bugenhagen schreibt an den Hamburger Magistrat einen hochdeutschen Brief, in dem scriben für schreiben, edder für oder begegnet; umgekehrt enthält seine niederdeutsch geschriebene Kirchenordnung von Braunschweig zahlreiche hochdeutsche Wortformen. Überall auf niederdeutschem Sprachgebiet begegnen solche Mischverhältnisse, die wir durch eine Probe aus einer antireformatorischen Flugschrift aus Goslar vom Jahre 1521 veranschaulichen wollen.[2]

Taffeln und Bilde haben sie gerissen dahl,
Sanct Eigennutz haben sie lassen stahn;
den beten sie mit Wuchardus heutiges Tages an.
mit den silbern Götzen haben sie gedrefen ihren Spott,
so lange das sie die kriegen unter ihren Rock
und haben sie gethan in den Bann,
damit daß sie sie brachten davan;
damit rahmen sie de Dohr, dat dar hett ein Loch 2c. 2c.
Dat moste sin altohmal Fantasei 2c. 2c.
Man sagt, daß haben die gethan,
die das Gottes Wort wolten vorstan,
die sich Gottes Worts thun beräumen,
der wir etlich wollen thun noimen:
Dei erste heit Hans Nawen
dei stack dat silvern Wirckfatt in de Mawen.
Da wonet ock einer nich withen,
dei bede mit de sülvern Catharinen dergliken 2c. 2c.

[1] Fr. Zarncke hat diese Bezeichnung eingeführt in seinem Cato und Narrenschiff.

[2] Klageschrift S. Stephani; sie scheint verloren gegangen zu sein; ich citire nach Trumphs Goslarische Kirchenhistorie, Goslar 1704 S. 13.

Wir mögen solche Mischung von Hoch- und Niederdeutsch lächerlich finden; aber unstreitig wurde durch diese ein endgültiger Übergang zum reinen Schriftdeutsch vorbereitet und angebahnt. Und wir können daher den Georg Torquatus nicht verurteilen, der selbst solch zwilichtes Deutsch schreibt und zugleich andere dafür begeistern will.

Aber in den Drucken dominirt dieser Mischmasch nirgends. Überall herrscht bis auf Luther uneingeschränkt ein leidlich correktes Niederdeutsch, das freilich von hochdeutschen Elementen sich nirgends gänzlich frei halten kann. Eine reiche Litteratur ist aus jener Zeit erhalten geblieben, wovon die Repertorien von Kinderling, Scheller und Wiechmann beredtes Zeugnis ablegen. Wie eingewurzelt der Dialekt war, zeigt sich auch darin, daß hochdeutsche Werke nur in niederdeutscher Übersetzung in Niederdeutschland Eingang und Verbreitung finden konnten. So war es naturgemäß vor Luthers Auftreten. Und noch etwa 50 Jahre nach dem Beginn der Reformation treffen wir niederdeutsche Übersetzungen von hochdeutschen Originalwerken an.

Luthers neues Testament erscheint von 1522 an in 15 ndd. Ausgaben. 1530 wird Emsers neues Testament ndd. gedruckt. 1522 erscheinen Joh. Taulers Sermones in einer niederdeutschen Übersetzung zu Halberstadt, 1565 zu Frankfurt. 1528 gibt Agricola seine Sprüchwörter in niederdeutscher Sprache heraus. Auf mehrfache Aufforderung hin übersetzt 1542 Ludwig Dietz in Rostock Seb. Francks Büchlein „vom Laster der Trunkenheit", da die Originalausgabe „der Sprake halven dem gemeinen Mann unverständig, na Vermöge mit Hülpe etliker guden Fründe in düsse sassische Sprake" (Wiechmann I, 187). So wurde auch noch 1557 ein 'Trostbüchlein' „aus hohem Deutsch in unsere sächsische Sprache gebracht": „Nademmale de overlendesche Sprake einem ideren nicht so lichtlik to verstande is alse unse egen angebaren Sprake — so äußert sich der Übersetzer — so hebbe ick it for nütte und der Möje wol wert geachtet, up dat velen einfoldigen Christen darmit gedenet worde, dat sülve

Bökeschen in unse sassesche Sprake to transfereren" (Wiechmann II, 25).

Überhaupt was für ungebildete Laien bestimmt ist, tritt in der Volkssprache auf, auch als das Hochdeutsche bereits seinen Einzug in Niederdeutschland gehalten hat.

Die Bibel und das neue Testament werden in niederdeutscher Sprache zum letzten Male gedruckt in Stettin 1604, in Lübeck 1615, in Hamburg 1620, in Goslar 1621. Solche Daten beweisen aber, daß wir den eigentlichen Sieg der Litteratursprache früher ansetzen müssen. Gesangbücher, Katechismen, biblische Texte müssen dem Bedürfnis auch der wenigst Geschulten entsprechen und entgegen kommen, großen Teils auch der ländlichen Bevölkerung dienen. Die Bewohner der Städte und zumal die gebildeten Klassen haben sich natürlich weit früher der importirten Litteratursprache anbequemt. Während der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen nicht selten Druckwerke, die aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche übertragen sind. Schon 1538 wird die niederdeutsch geschriebene pommersche Chronik des Thomas Kantzow, die gewiß im wesentlichen für ein niederdeutsches Publikum bestimmt blieb, ins Hochdeutsche übertragen, offenbar weil das neue Deutsch für feiner galt. 1543 erscheint niederdeutsch in Rostock eine Schrift 'von Loff und Unschuld der Frouwen' und wird noch im selben Jahre ebendaselbst 'aus pommerischer Sprach in Meißnische gebracht' (Wiechmann I, 230). 1563 wird die Braunschweigische Kirchenordnung, die der Pommer Bugenhagen 1528 in niederdeutscher Sprache geschrieben hatte, im Auftrage des Magistrats hochdeutsch ausgegeben. 1599 wird Joh. Petersens holsteinische Chronik, die 1557 in niederdeutscher Sprache erschien, durch Dräuer ins Hochdeutsche übertragen: „Es ist diese Chronik anfänglich in sächsischer Sprach beschrieben und von vielen ratsam erachtet, daß sie itzt zum andern Mal in hochdeutscher Sprach ausging, damit sie an allen Orten teutscher Nation gesehen und gelesen werden möge"; der Übersetzer bittet, „das schlechte einfältige Teutsch ihm als einen

unerfarenen zum besten zu wenden". 1597 übersetzt Forstenow die hochdeutsche Schrift Oldendorps 'van Radtslagende' (1530) ins Hochdeutsche (Wiechmann I, 138).

Wie die Schweizer suchen also auch die Niederdeutschen an der großen litterarischen Produktion teilzunehmen und dem Streben des Jahrhunderts zu huldigen, die Wirkungen der Druckwerke nicht durch den heimatlichen Dialekt einzuengen. Der meißnische Nachbardialekt ermöglicht einen weiteren Erfolg. In Oberdeutschland war die Sprache der mitteldeutschen Landschaften verständlich, aber das Niederdeutsche war unbekannt. Im 15. Jahrhundert wurden in südlichen Kanzleien, sogar in Frankfurt a. M. niederdeutsche Schriftstücke vor der offiziellen Verlesung erst übersetzt (Wülcker Germ. 28, 196).

An diesem Umschwunge, den wir in dem Verhältnis von Hochdeutsch und Niederdeutsch beobachten, hatte die kirchliche Reformation einen hervorragenden Anteil. Wie in den oberdeutschen Landschaften, so fand auch in Niederdeutschland die litterarische Thätigkeit Luthers begeisterte Aufnahme. Selbst ein Niederdeutscher von Geburt, lebte und lehrte er in einer niederdeutschen Stadt,[1] die allerdings den meißnischen Dialekt in ihren höheren Gesellschaftsklassen bereits eingebürgert hatte; und die Rücksicht auf die Niederdeutschen hat ihn gewiß häufig in der Wahl seiner Worte bestimmt, wie er denn von „Ober- und Niederländern" gelesen und verstanden werden wollte. Ein großer Kreis niederdeutscher Freunde und Schüler, wie Bugenhagen, Erasmus Alberus stehen helfend und fördernd neben dem Meister. Durch solche Umstände gewinnt der Reformator den Norden Deutschlands in kurzer Zeit, und früh schlägt seine Sprache hier feste Wurzeln.

Früh sind vor allem die Kirchenordnungen hochdeutsch; wir treffen solche 1524 in Magdeburg und 1525 in Königsberg. 1539 erscheint in Nordheim eine hochdeutsche Kirchenordnung;

[1] Zahlreiche niederdeutsche Drucke sind aus Wittenberger Druckereien hervorgegangen.

aber am Schluß derselben gibt der Stadtrat seine Bestätigung dazu in niederdeutscher Sprache. Als im Jahre 1542 eine in Erfurt gedruckte Kirchenordnung für Braunschweig und Lüneburg unter der Herzogin Elisabeth in hochdeutscher Mundart erschien, entstand allerdings unter den Pfarrern der Landschaft eine Opposition, welche nach einer sächsischen Ausgabe verlangte, so daß der Superintendent Ant. Corvinus 1544 eine niederdeutsche Ausgabe der Kirchenordnung[1] veranlassen mußte. Das niederdeutsche Vorwort von 1544 gibt dem Superintendenten Gelegenheit seinen Mißmut über die Angelegenheit zu äußern. Seine Worte, die für die Auffassung des Verhältnisses von Hoch- und Niederdeutsch wichtig sind, verdienen hier mitgeteilt zu werden: „Nademmale sick dat meiste Deel mang iuw so lange her beklaget, se können sick in der overländischen Sprake, in welkerer de utgegane förstlike Ordeninge gedrücket, nicht wol schicken unde darum me de sülve lever in sassischer Sprake lesen wolden — so hebbe ick — iuw unde iuwen Parkinderen, de sunder Twivel ock gerne öhrer Moder Sprake[2] lever wenn eine frömde hören, to gude mit dem Drücker Henninggo Rudeno gehandelt, dat he de genömede Ordeninge, sünderlick so veel alse der Kercken Ceremonien belanget, in sassischer Sprake noch einmal upgelegt unde gedrücket heft. So gy denn nu nene Entschüldinge, darmede gy iuwe Nalaticheit länger smücken kündt, meer hebbet u. s. w."

Wer vom Standpunkt der Reformation aus diesen Konflikt betrachtet, wird nicht umhin können, dem Superintendenten Unrecht zu geben. Es war durch Luthers Vorgehen der Sieg der

[1] Christlike Kerkenordeninge, Ceremonien unde Gesänge vor arme ungeschickede Parrheren in dem löfliken Förstendome Hertogen Eriks gestellt unde in den Druck gegeven. Hannover 1544.

[2] Wir haben dieser Stelle auch deswegen einen Raum hier vergönnt, weil sie die letzte Vorstufe für unser nhd. 'Muttersprache' gibt; vgl. oben S. 46. Übrigens liefert dieser Aufsatz mehrere Belege für 'angeborene Sprache' aus niederdeutschen Texten.

Volkssprache für die Nation erzielt. Und nun suchte ein fremdes Idiom sich derjenigen Stellung zu bemächtigen, aus der das Latein eben erst vertrieben. Es war eine notwendige Consequenz von Luthers Opposition gegen das Latein, daß gerade in der gesprochenen Sprache der Kirche die heimische Mundart sich noch lange erhielt, als Litteratur und Kanzleien bereits der fremden gefolgt waren.

Auf der Kanzel herrscht — so gut wie in den populären Erbauungsbüchern — mit Rücksicht auf die große Masse durch das 16. Jahrhundert wohl uneingeschränkt der Heimatsdialekt. Als der Hamburger Rat 1528 unsern Reformator um Empfehlung einer Persönlichkeit bat, die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse der Stadt zu leiten, bittet Luther den Churfürsten um Urlaub für den aus Pommern gebürtigen Boldewan, der zu Belzig Pfarrer war; ihn hielt Luther für die geeignete Persönlichkeit, „weil er der Sprache und des Landes kundig sei" (Luthers Briefe De Wette III, 346). Im Jahre 1530 bat der Rat von Göttingen Luther um Empfehlung von zwei Geistlichen; Luther schlägt im Januar 1531 den Basilius und den Birnstil vor; jener könne oberländisch und niedersächsisch, dieser sei des Niederdeutschen nicht ganz mächtig, aber leicht zu verstehen, wie auch in Braunschweig hochdeutsche Prediger willkommen seien.

Erst seit 1600 ist das Schicksal der bisherigen Kanzelsprache unzweifelhaft. Konnten am Schluß des 16. Jahrhunderts zwei Pfarrer aus der Gegend von Nordheim[1] noch darüber streiten, ob hochdeutsch oder niedersächsisch in der Kirche zu wählen sei — fortan verstummt die niederdeutsche Predigt aller Orten. In Hamburg,[2] wo nach Lappenbergs Ermittelung im Jahre 1603

[1] Rud. Hildebrand, Grenzboten 1860 I, 111.

[2] Über Hamburg vgl. Lappenbergs Laurembergausgabe S. 236 und (nach einem gütigen Nachweise des Herrn Dr. F. A. Cropp in Hamburg) Schuppius Schriften (Hanau 1663) S. 671. Über den Pfarrer Kempe vgl. Martin Range's Origines Pomeranicae, Colberg 1684

der offizielle Umschwung zu Gunsten des Hochdeutschen als Kirchen- und Rechtssprache stattfindet, ist Johann Biester (1628 bis 1664) der letzte Geistliche, der plattdeutsch predigt; und nach Schuppius in der 'Ehrenrettung' 1659 muß sein Verhalten damals ziemlich vereinzelt gewesen sein. In Pommern waren Schlichtrull († 1647) und Matth. Kempe († 1649) zu Colberg die letzten Nachzügler. In Flensburg wurde schon seit 1600 hochdeutsch gepredigt und zwar von einem Holsteiner; und um 1665 hörte man selbst in kleinen Ortschaften Schleswigs kaum noch niederdeutsch in der Kirche, nachdem seit 1650 der dortige Generalsuperintendent — ein geborener Westfale, Namens Klotz — nur das Hochdeutsch im Gottesdienst duldete. Und in der St. Albanskirche zu Göttingen soll die niederdeutsche Predigt etwa 1630 verstummt sein.

Teilweise ist die Unfähigkeit der Geistlichen in hochdeutscher Sprache frei zu reden der wirkliche Grund für das Fortleben der niederdeutschen Mundart in der Kirche. In denselben Diöcesen, für deren Geistlichen 1544 der Superintendent Ant. Corvinus die niederdeutsche Übersetzung einer ursprünglich hochdeutschen Kirchenordnung herausgegeben hat, fehlt es noch im Beginn des 17. Jahrhunderts fast gänzlich an Geistlichen, die hochdeutsch können. Aber es kann doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die schriftsprachliche Bewegung, welche in der reformatorischen Bewegung wurzelt, im Ganzen an der protestantischen Geistlichkeit vielfache Förderung gefunden hat. Der Erfolg, welchen Luthers Schriften hatten, wuchs durch die Berufung von Geistlichen, welche hochdeutscher Abstammung waren oder auf hochdeutschen Universitäten studirt hatten.

Dazu rechne man den Einfluß der Kanzleien. Wir treffen an niederdeutschen Höfen nicht selten Kanzler von hochdeutscher Herkunft (Hegewisch, Schleswigs und Holsteins Geschichte III,

S. 230. Im übrigen s. C. F. Allen Gesch. d. dän. Spr. in Schleswig I, 97 und Joh. Dav. Michaelis Oratio de ea Germaniae dialecto qua in sacris faciundis etc. utimur Göttingen 1751 S. 28.

79): die beiden von Schöneich am Mecklenburgischen Hofe, Andreas Barby der Kanzler des König Christians III., Adam Thraciger der Kanzler Herzog Adolfs von Gottorf waren hochdeutscher Abstammung. Daher vollziehen auch die größeren Kanzleien des niederdeutschen Sprachgebiets noch während des 16. Jahrhunderts den Übergang zur modernen Schriftsprache.

In Königsberg tritt um 1530 der Übergang zum Hochdeutschen ein. In Pommern stammt die erste hochdeutsche Urkunde von 1541, und 1604 scheint die späteste plattdeutsche Urkunde daselbst aufgezeichnet zu sein. In Mecklenburg sind die herzoglichen Rescripte bis 1542 niederdeutsch, seit 1548 hochdeutsch; nachweisbar aber schon seit etwa 1528 finden sich fürstliche Verfügungen auch an niedere Beamte in hochdeutscher Sprache; Herzog Magnus schrieb selbst früh hochdeutsch. In Braunschweig beginnt die Kanzlei um 1550, in Osnabrück um 1553, in Ostfriesland um 1560 hochdeutsch zu schreiben. In Schleswig-Holstein treten mit 1533 und 1545 hochdeutsche Urkunden auf, und schon seit 1564 werden die Landtagsakten daselbst hochdeutsch geführt; im gleichen Jahre wird der Landtag mit einer hochdeutschen Rede eröffnet. Überhaupt nach 1560 verschwindet das Plattdeutsche als offizielle Sprache dort ganz.[1]

Dieser relativ schnelle Anschluß der niederdeutschen Landschaften an die moderne Litteratursprache und der darin ausgesprochenen Anerkennung von der Bedeutung des Obersächsischen erklären uns die oben erwähnte Erscheinung, daß kein Grammatiker für Niederdeutschland Sprachnormen aufgestellt hat, welche dem heimischen Dialekt conform wären. Nirgends hören wir durch das 16. Jahrhundert von einem Sprachbüchlein, das auf der plattdeutschen Mundart aufgebaut wäre. Wir treffen

[1] Die Angaben über Osnabrück und Ostfriesland verdanke ich Herrn Staatsarchivar Dr. Herquet in Osnabrück; über Schleswig hat C. F. Allen Gesch. d. dän. Spr. im Herzogtum Schleswig I, 95 genauere Mittheilungen gemacht.

gleichzeitig auch kein Wörterbuch, das den reichen Schatz des niederdeutschen Sprachmaterials zu heben für notwendig hielte.

Freilich mußte Überlegung jedem Einsichtigen sagen, daß die heimatliche Sprache bei dem Überhandnehmen des modernen Schriftdeutsch leicht ebenso der Geringschätzung und Verachtung verfallen mußte wie vordem unter dem lateinischen Regiment. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche den höheren Gesellschaftsklassen die allzu bereitwillige Aufnahme der Schriftsprache verwiesen haben. So hat Crantz gewarnt im Beginn des Jahrhunderts. Wenn aber 1582 Nathan Chytraeus die Vorzüge des Niederdeutschen gegen das Hochdeutsche rühmt, so kann sein Zeugnis nicht schwer wiegen. Er war ein geborener Oberdeutscher, in Tübingen hatte er seine erste Bildung genossen. Obwohl er nachmals viele Jahre ausschließlich in Niederdeutschland lebte, hat er sich die dortige Sprache doch nur unvollkommen angeeignet; sein Niederdeutsch wird von Kennern gering geschätzt. Und ein solcher Mann hat die Dreistigkeit für das Niederdeutsche und gegen das Hochdeutsche einzutreten, ja die in ganz Niederdeutschland anerkannte Litteratur- und Kanzleisprache als nicht vorhanden zu betrachten. Man könnte den Verfasser als Pädagogen vielleicht entschuldigen; wollte er dem Niederdeutschen die ihm gebührende Stellung im Unterricht sichern — und daß ihm dies gelungen ist, beweisen die dreizehn Auflagen, welche zwischen 1582—1659 erschienen sind — so hatte er einige Ursache der niederdeutschen Mundart das Wort zu reden. Aber eine richtige Würdigung der wirklichen Sprachverhältnisse in dem damaligen Niederdeutschland darf man bei ihm nicht suchen. Auch die häufiger erwähnte Stralsunder Schulordnung von 1591 gestattet uns keinen allgemeinen Schluß. Wenn sie gegen Schulausgaben alter Klassiker opponirt, welche wie die viel benutzte Frisius'sche Virgilausgabe hochdeutsche oder gar schweizerdeutsche Anmerkungen[1] bieten, so ist damit indirekt be-

[1] Die Stralsunder Kirchenordnung von 1591 bezeichnet das Schweizerdeutsch mit einer im 16. Jahrhundert auch sonst begegnenden Nomen-

zeugt, daß die neue Litteratursprache auch in den Lateinschulen bereits Eingang gefunden hat. Eine Braunschweiger Schulordnung verlangt 1596 ausdrücklich, daß man die Knaben „zur oberländischen Sprach gewehne, daß sie die Epistolen und Evangelien in derselben Sprach können vor dem Altar lesen". Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo des Chytraeus Nomenclator zum letzten Male erscheint, mag auch in den Gymnasien das Hochdeutsche geherrscht haben. Schon seit 1635 wurde im Lübecker Gymnasium des Nath. Chytraeus lateinische Grammatik in einer Bearbeitung mit hochdeutschen Interpretamenten benutzt. Und seit 1665 wird in den untersten Klassen des Bielefelder Gymnasiums ein lateinisches Dialogbüchlein gebraucht, das auch hochdeutsche Interpretamente bietet: antiquam illam et genuinam dialectum Westphalicam ego nequaquam improbo — so äußert sich der Verfasser — attamen quia omnes eruditi in universa Germania, in scriptis saltem, superioris Germaniae idiomate utuntur, nemo mihi vitio facile vertet, quod ad hoc (idioma) meae fidei commissam juventum a pueris statim in schola assuefacere constituerim".[1]

Wenn die Schule bereits vor 1600 dem neueren Schrift-

---

clatur als idioma Alsaticum. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts dürften aus elsässischen Druckereien keine Werke mit dem alten Vokalismus mehr hervorgegangen sein. Wenigstens ist von Konr. Burdach, der die betreffende Stelle anders versteht (Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache S. 18. 20), keine elsässische Schulausgabe eines alten Klassikers beigebracht. Die Züricher Virgilausgabe des Frisius ist seit 1561 einige Male mit schweizerischem und mit hochdeutschem Vokalismus gedruckt.

[1] Über Chyträus vgl. Burdach, die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache S. 16. Die Braunschweiger Schulordnung hat Koldewey Monum. Germ. Pädag. I, 127 veröffentlicht. Das Bielefelder Lehrbuch führt den Titel Formulae Latine loquendi puerilis etc., pro septima et sexta classibus in schola Bielefeldensi Lemgo 1665. Daß das Niederdeutsche noch lange in den Lateinschulen notwendig bleibt, zeigt Jellinghaus im Correspondenzblatt des niederdeutschen Vereins 1886, S. 4.

deutsch Eingang verstattet, so muß der Sieg desselben naturgemäß früher angesetzt werden. Wie die Predigt den Dialekt noch behält, als das Hochdeutsche bereits überall anerkannt war, um den ungeschulten Laien verständlich zu sein, so kann zunächst auch die Schule selbst nicht auf den Dialekt verzichten.

Aber weder Handwerker und Bauern, noch Sextaner und Septimaner von Lateinschulen sind für denjenigen gewichtige Persönlichkeiten, der unsere Litteratursprache studirt. Nicht der Tag, an welchem das Hochdeutsche seinen Einzug in Schulstuben und Werkstätten gehalten, gibt uns den Termin, mit dem wir für Niederdeutschland den Anschluß an die Litteratursprache anzusetzen haben. Für die großen Geschicke der neuen Schriftsprache ist es gleichgültig, daß im Jahre 1611 auf Rügen niemand Hochdeutsch verstand oder daß der Küster Hans Lammert in Ostenfeld bei Husum 1678 von seinem Superintendenten abgesetzt wurde, weil er nur plattdeutsch singen konnte oder wollte. Wer die Geschichte des Niederdeutschen schreibt, muß hierauf Rücksicht nehmen. Wer aber den Einzug der Schriftsprache in die litterarische Produktion der niederdeutschen Landschaften schildern will, darf an der Litteratur selbst nicht vorübergehen — und diese beantwortet uns bündig die Frage, welche Stellung sich das Hochdeutsche schon vor Ablauf des 16. Jahrhunderts erobert hat. Bereits vor Schluß des 16. Jahrhunderts blüht das hochdeutsche Schauspiel in Niederdeutschland. Nun ist es für die Stellung der Schriftsprache interessant zu sehen, daß nur die Rüpelscenen sich im heimischen Dialekt bewegen; der Dialekt ist für die Vertreter der untersten Schichten des Volkes. Das zu Rostock 1578 erschienene Spiel Demekes von Damon und Pythias ist hochdeutsch, aber zwei Bauern und der Wirt reden plattdeutsch. 1593 bietet Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in seinem hochdeutschen Drama von der Susanne niederdeutsche Scenen; Niederdeutsch begegnet noch in Göbels Fahrt Jacobs, in den Hirtenscenen von Georg Pondos Komödie von der Geburt Christi 1589. 1606 finden

sich niederdeutsche Bauernscenen in Jochim Schlu's hochdeutscher 'Komedia von dem frommen gottfürchtigen und gehorsamen Isaac' (Rostock 1606). Und 1649 mischt Joh. Rist niederdeutsche Scenen in sein friedejauchzendes Deutschland.[1]

In solchen Thatsachen spiegelt sich der Umschwung der Sprachverhältnisse Niederdeutschlands besser wieder als in lokalpatriotischen Äußerungen von Männern, die den Zeitgeist ignoriren. Nicht der puerile Nomenclator des Chyträus, sondern Omekes Spiel von Damon und Pythias ist der Gradmesser, nach welchem wir die Stellung von Mundart und Litteratursprache in einer niederdeutschen Stadt wie Rostock zu bestimmen haben. Nicht die Braunschweiger Schulordnung von 1591, sondern die Schauspiele des Braunschweiger Herzogs wird der Sprachforscher zu Rate ziehen, der den Sieg der neuhochdeutschen Litteratursprache über die Mundart feststellt. Und die Daten, welche sich aus den hochdeutschen Übersetzungen niederdeutscher Werke und aus den Schauspielen ergeben, vertragen sich mit den Schicksalen der Sprache in den Kanzleien. Überall vollzieht sich der Umschwung zwischen 1550—1580. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts war das Loos der Mundart nicht mehr zweifelhaft. Seit 1570 herrscht in den niederdeutschen Landschaften die litterarische Produktion in der Schriftsprache fast ausschließlich.

Im 17. Jahrhundert sind denn auch die Klagen über das Verschwinden des Plattdeutschen aus den Druckschriften nicht mehr auffällig. Ein Grammatiker — Gebhard Overheide in seiner 'vermerten teutschen Schreibkunst' Braunschweig 1668[4] S. 27 ff. — klagt, „daß es einem niederdeutschen Schreiber nunmehr schwerer fällt recht niederdeutsch als hochdeutsch zu schreiben und zu lesen". Otto von Guericke, der berühmte Bürgermeister von Magdeburg, scheint in dieser Lage gewesen zu sein; seinen holländischen Correspondenten, den Verleger Jansson von

[1] Vgl. Pilger in Zachers Zsch. f. d. Ph. 11, 203.

Waesberge, bittet er um hochdeutsche Briefe, da das Niederdeutsche meist aus der Übung sei (Hülsse in den Magdeb. Geschichtsbl. XIII, 165; Hoffmann, Otto von Guericke S. 227). So gesteht auch der westfälische Geschichtsschreiber Joh. Dietr. v. Steinen niederdeutsch nur mit Mühe schreiben zu können (Versuch einer Westfäl. Geschichte, Dortmund 1749, S. 44); mit großem Bedauern nimmt er den Niedergang des Plattdeutschen und das Überhandnehmen des Meißnischen wahr, obwohl er zweifellos — wie seine niederdeutsch-meißnische Wortliste beweist — seiner heimischen Mundart kundig ist.

Besonders schmerzlich mußte das Zurückweichen des Niederdeutschen jeden berühren, der mit niederdeutschen Drucken aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannt wurde. „Jetzt schreiben — so lautet eine Stimme von 1671 (Praetorius, Satyrus etymologicus p. 5) — auch die Hamburger Kaufleute nicht mehr sonderlich niedersächsisch, viel weniger lesen sie es. Wo siehet man jetzund sonderliche niedersächsische Bücher, als vor diesem gewesen und drunten gebraucht worden? rarissima avis erat, wie ich vergangen aufm Leipziger Trödel eine märkische Bibel antraf. Weiter wer ein wenig gereist hat und in sein Vaterland widerkömmt, der hat flugs diese meißnische Sprache angepacket und mit seiner Muttermilch vertauschet"! Und ähnlich schildert Micrälius 'vom alten Pommerlande' 1639 die sprachlichen Zustände in einer niederdeutschen Landschaft nicht ohne warnende Worte: „Wir andern Sachsenleute haben nun auch eine Zeit lang an unserer Muttersprache einen solchen Eckel gehabt, daß unsere Kinder nicht ein Vater-Unser wo nicht in hochdeutscher Sprache beten und wir keine Pommersche Predigt fast mehr in ganz Pommern hören mögen, weil alles muß hochdeutsch gebetet, geprediget, gesungen, geschrieben, geredet und verabschiedet werden und unser männliches atticisirendes Tau muß allenthalben der sigmatisirenden Sprache weichen."

Es war für Niederdeutschland also mit einem Worte dahin

gekommen, daß ein gelehrtes Deutsch dem gelehrten Latein der mittelalterlichen Kirche Platz machte. Wieder war die angeborene Muttersprache der Geringschätzung und Verachtung verfallen. Der heimische Dialekt entweihte — so war der herrschende Glaube — den Gottesdienst, war für den Verkehr des Menschen mit seinem Gotte zu profan. Die deutsche Schriftsprache war also an die Stelle der mittelalterlichen Welt- und Kirchensprache getreten. Nur noch in ländlichen Gemeinden erklingt die plattdeutsche Mundart von der Kanzel; aber wo ein ernsterer getragener Ton herrscht, drängt sich auch hier Hochdeutsches ein, wie in den niederdeutschen Predigten von Jobst Sackmann, der um 1700 in Limmer bei Hannover eine weitreichende Wirksamkeit entfaltete. Wir treffen gleichzeitig Eidesformeln, die in der niederdeutschen Mundart verfaßt sind; aber ihre Schlußformel 'so wahr mir Gott helfe u. s. w.' ist hochdeutsch — ein schlagendes Zeugnis für die Auffassung des Verhältnisses von Schriftsprache und Mundart.[1] Wir würden jedoch undankbar gegen unsere gesamte Kulturentwickelung sein, wenn wir neben dieser zweifellos unwürdigen Stellung der angestammten Mundarten hier vergessen wollten, welche große Segnungen uns die dem Dialekt naturgemäß verderbliche Schriftsprache gebracht hat, indem sie uns das Ideal der politischen Einheit schuf.

Aber aus den Stimmungen, die uns in den Worten von Prätorius und Micrälius entgegen treten, begreifen wir den frühen Versuch einer reaktionären Bewegung durch Lauremberg. Schon die um ein Jahrhundert ältere Braunschweig-Lüneburgische Kirchenordnung von 1544, von deren Dialekt S. 98 die Rede war, verdankt einer Reaktion ihre Existenz; jene Bestimmung der Stralsunder Schulordnung von 1591, welche ohne die Annahme eines weiten Bereichs der Schriftsprache nicht zu

[1] Vgl. Joh. Dav. Michaelis oratio de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur in seinem Syntagma Comment. Gött. 1759.

verstehen ist, fließt gewiß aus einer Gesinnung, wie sie später Lauremberg theoretisch zum Ausdruck gebracht hat.

Dieser tritt mit aller Entschiedenheit gegen die ausschließliche Herrschaft des Hochdeutschen in Kirche und Schule, vor den Gerichten und in den Kanzleien ein und gegen die Geringschätzung seiner heimischen Mundart. Der stete Wandel, in dem die allgemeine Schriftsprache damals war, ist ihm der zähen Gleichmäßigkeit des Niederdeutschen gegenüber ein Zeichen von Unreife, ein Armutszeugnis.[1]

unse Sprake blift altidt beständig und fest;
als se ersten was, evenso is se ock lest.
Juwe verändert sick alle föftig Jahr;
dat können de Schriften bewisen klar;
einer kan mit groeter Moey kuem dre Regen lesen
van der Spraek, de domals is im Gebruck gewesen:
se is so lappisch und so verbrüdisch,
dat man schier nicht weet, off idt welsch is edder düdisch;
men de Sprake in gantz nedder Saxenland
blift unverrückt und heft Bestand.

Die Einheit der Mundarten auf den niederdeutschen Gebieten stellt der Dichter dann in Gegensatz zu den großen Unterschieden in der Sprache der hochdeutschen Landschaften. Und um zu erklären, warum das Niederdeutsche trotz seiner Vorzüge nicht Litteratur- und offizielle Sprache sei, wagt er die kühne Behauptung:

darut kan men ere Werdicheit merken;
denn wat gemeen is an allen Örden,
dat is nicht in sülken Prys und hogen Werden,
als wat man nicht hebben kan alle Faert.
Veel gemeener sind Buren als Eddellüde;
groff Laken werd mer gedragen als Sammit und Side;
Semmel is nicht so gemeen als Roggenbroed;
mer werd gebruekt dat böse als dat goet.
Wenn unse Sprake so gemeen wär als juwe,
ick wolde dar nicht voer upstahn bi miner Truwe.

---

[1] S. W. Braunes Ausgabe von Joh. Laurembergs ndd. Scherzgedichten, Halle 1879; die obigen Verse entstammen dem vierten Gedicht 561—635.

Die niederdeutsche Bibel wird als Beweis einer früheren niederdeutschen Litteratur herangezogen; vor allen der Reinecke Voß, eine kostbare, unerschöpfliche Quelle der Lebensweisheit.

Man heft sick twar tomartert, dat Boek to bringen
in hochdüdsche Spraek; men it wil ganz nicht klingen;
it klappet jegen dat Original to reken,
als wen men plecht ein Stücke fuel Holt to breken
edder schmit einen olden Pot jegen de Wand.

Das Niederdeutsche eignet sich auch zur Litteratursprache; für alle hochdeutschen Worte bietet des Dichters Mundart Entsprechungen; der niederdeutsche Wortschatz wäre gewiß kein Hindernis an der Verwendung der niederdeutschen Mundart für litterarische Zwecke.[1]

So verzweifelt, wie die Darstellung Laurembergs und seiner Zeitgenossen den Zustand des Niederdeutschen erscheinen lassen, lagen die Dinge denn doch nicht. Dem wirklichen Leben der Mundart schadete die litterarische Herrschaft der Schriftsprache wenig. Mochte im amtlichen Verkehr, in der Schule und in der Kirche das Hochdeutsch uneingeschränkt herrschen – die Sprache des gesellschaftlichen Verkehrs, die natürliche Sprache des geborenen Niederdeutschen blieb auch durch das 17. Jahrhundert hindurch seine Mundart. Die neuere Blüte der niederdeutschen Dialektlitteratur wäre unbegreiflich, wenn mit dem Aufkommen der Litteratursprache die Mundart ganz vernichtet wäre. Noch lange nach 1700 herrscht in den vornehmsten Gesellschaftsklassen einer Hansestadt die Mundart. Im Jahre 1727 hielt sich in Bremen ein vornehmer, fein gebildeter Engländer auf, der in den ersten Kreisen der Stadt verkehrte. Seit einer Reise nach Wien mit gründlicher Kenntnis des Hochdeutschen ausgerüstet, war er überrascht hier nur plattdeutsch zu hören; daß man ihm keine plattdeutsche Bibel oder andere mundartliche

[1] Später findet die niederdeutsche Mundart mehrfache Verteidiger; vgl. Äpin, Von unbilliger Verachtung der plattdeutschen Sprache, Rostock 1704 (nach den Greifswalder Krit. Vers. I, 248 ist Bernh. Raubach der eigentliche Verfasser der Schrift.)

Bücher zeigen konnte und daß hochdeutsch die Sprache des Gottesdienstes, die Sprache des brieflichen Verkehrs war, befremdete ihn so sehr, daß er nach seiner Rückkehr in die Heimat über dieses Verhältnis von Schriftsprache und Mundart in seiner Schrift 'The German Spy' besonders eingehend berichtet.[1] Das Zeugnis dieses Mannes ist um so gewichtiger, als mit dem Aufblühen der hochdeutschen Litteratur in den Seestädten die Schriftsteller eifrig bedacht waren sich und ihren gesellschaftlichen Kreisen eine vollendete Aneignung der Schriftsprache beizulegen. Wenn Brockes daher in Weichmanns 'Poesie der Niedersachsen' I, 4 behauptet, daß hochdeutsch damals auch die Sprache aller feinen Gesellschaften gewesen sei, so gilt uns dies Zeugnis weniger als die unbestochene Mittheilung des Engländers.

[1] Duntze, Gesch. d. Stadt Bremen III, Vorwort S. 23. Der genauere Titel des englischen Buches ist 'The German Spy or Familiar Letters from a Gentleman on his Travels thro' Germany to his friend in England etc. 2. Aufl. 1740 S. 52; nach dieser 2. Ausgabe erschien in Lemgo 1764 eine deutsche Bearbeitung 'der deutsche Kundschafter', aus welcher sich (nach Mitteilung des Herrn Dr. H. Klebahn in Bremen) Thomas Ledyard, Gesandschaftssecretär des großbritannischen Gesandten Cyrill Wich (in Hamburg) als mutmaßlicher Verfasser des German Spy ergibt.

## 8.

# Latein und Humanismus.

Unter der Herrschaft des Lateins in Kirche und Staat war das Deutsche ständig in Gefahr durch fremde Züge einen neuen Charakter zu erhalten. Mit dem Aufleben der klassischen Studien vergrößerte sich die Gefahr. So hat sich unsere Sprache seit den Tagen des Ariovist und des Arminius niemals dem Einfluß des Lateins entziehen können, aber niemals weniger als in dem ersten Jahrhundert der deutschen Renaissance. Am Schluß dieser Zeit, im Jahre 1571 konnte jedermann schnell überschauen, wie sehr das Deutsche zersetzt war, an Simon Rotes Fremdwörterbuch.[1]

Sein vollklingender Titel verspricht etwas viel; es sind jedoch fast ausschließlich lateinische Wortmaterialien, die Rote den Ungelehrten erklärt. Es laufen natürlicherweise kleinere Irrtümer unter, indem er gut deutsche Worte aus den gleichlautenden lateinischen ableitet. Aber nach allen Abzügen, die wir machen müssen, bleiben doch etwa 2000 Worte übrig, die zu Rotes Zeit im Deutschen als eingebürgert galten oder Bürgerrecht zu

[1] Ein teutscher Dictionarius daz ist ein Außleger schwerer unbekanter teutscher griechischer lateinischer hebraischer wälscher und französischer, auch anderer Nationen Wörter, so mit der Weil inn teutsche Sprach kommen seind und oft mancherlei Irrung bringen u. s. w., durch Simon Roten Augsburg (bei Michael Manger) 1571.

erlangen drohten ohne in den früheren Jahrhunderten heimisch gewesen zu sein.

Luther, der sorgfältigste Beobachter und feinfühligste Kenner der Volkssprache, meidet mehr als seine Zeitgenossen die Einmischung von lateinischen Worten in seine Schriften. Wer etwa das leider unvollendete Luther-Wörterbuch von Dietz neben Simon Rotes Dictionarius hält, dem tritt die Reinheit zumal des biblischen Wortschatzes entgegen. Rote erklärt etwa 2000 lateinische Worte, die dem Kanzleistil des 16. Jahrhunderts angehören; auf 500 lateinische Worte bei diesem kommen bei Luther etwa 100 belegbare Worte, und von diesen dürfte auf die deutsche Bibel nicht einmal der vierte Teil kommen, so daß wir darin etwa 100 lateinische Modeworte jener Zeit anträfen.

Und vergleicht man etwa Luthers deutsche Bibel mit der katholischen Bearbeitung Ecks, so findet man in der letzteren zahlreiche lateinische Lehnworte für gut deutsche Worte Luthers. Eck sagt prophetisiren, Fundament, Orient, Kap(i)täl, Glori, Ampel, Regent, wo Luthers Bibel weissagen, Grund, Morgen, Knauf, Herrlichkeit, Fackel, Herr zeigt. Luther hat den maßvollen Purismus unserer Sprache nach und nach gewonnen; erst allmählich wird er gegen benedeien, Pforte, Firmament eingenommen zu Gunsten von segnen, Thor, Himmel. Überhaupt ist Luthers lateinischer Wortbestand nicht umfangreich; wir treffen kirchliche Worte wie Majestät, Glori, Gardian, Pestilenz, Curtisan, Finanzer, Lection, disputiren, Element, Exempel, fantasiren, Fantast, Artikel, Capitel. Zweifelsohne hat Luther mit vollem Bewußtsein die lateinischen Worte gemieden. In diesem Sinne glauben wir seine Abneigung gegen **verba castrensia et aulica** zu verstehen, die er in einem Schreiben an Spalatin vom 30. März 1522 äußert (S. 48).

Das ganze Sprachmaterial, durch welches die Zeit der Renaissance in Deutschland charakterisirt wird, ist wesentlich

lateinisch. In Schule und Kirche setzt das Lateinische seinen Einfluß fort, den es durch das ganze Mittelalter bei uns gehabt hat; auch die Reformation ist den lateinischen Lehnworten nicht feindlich. Zwingli war in größerem Umfange Purist als Luther. Aber man kann von diesem Purismus eines einzelnen noch so entschiedenen Mannes, dessen Wirksamkeit zudem landschaftlich eingeengt war, keine Wirkung auf die Sprache seiner Zeit erwarten. Wäre Reinheit der Sprache die Parole dieses Jahrhunderts gewesen, wie es die des nächsten werden sollte, so würde Simon Rote 1571 nicht eine Liste von etwa 2000 lateinischen Worten zusammengebracht haben. Die wissenschaftliche Sprache strotzt von lateinischen Worten: Antiquität, Humanität, disputiren, Disciplin, Doctor, Edition, Element, Eloquentz, Exempel, Facultät, Fragment, Idiot, Ignorant, Opus, Scribent. Die akademischen Bürger schaffen sich eine eigene lateinische Terminologie: Calfactor, Coquinatz, deponiren, Famulus, Faex, Phos. Alchimie und Musik führen weitere lateinische Wortbildungen ein; mit der letzteren stehen im 16. Jahrhundert Worte wie Componist, Dissonanz, Tact, Melodei, Mensur, Modulation, Mutet-Moteta, tabuliren u. s. w. im Zusammenhange.

In der Kanzleisprache wucherten Worte wie cito, Vidimus und Datum neben Auction, Audienz, citiren — Citation, communiciren — Communication, condemniren, Contract, Controvers, Convent, Conventickel, Copei, Curial, Decret, Defect, dissentiren, Edict, Effect, emancipiren, falliren, Fiscal — Fiscus, Formular, Interesse, Infamie, Instrument, Invective, Inventari, Justiz, Libell, Missive, Mission, Motiv, Nation, Residenz, Scrupl. Fortan treten die alten Monatsnamen Christmonat, Hornung, Heumonat, Brachmonat, Weinmonat, Herbstmonat immer mehr in

den Hintergrund zu Gunsten der lateinischen December, Februarius, Julius, Junius, October, September; so bleibt keiner von den altdeutschen Monatsnamen übrig, für die einst Karl der Große eingetreten war.

Eine Fülle von lateinischen Bezeichnungen für Ämter und Titel ist mit dem 16. Jahrhundert bei uns in Schwang gekommen: Advocat, Commissarius, Copist, Curator, Excellenz, Majestät, Monarch, Potentat, Regent. Auch das heimische deutsche Sprachgut nimmt ein fremdartiges Gepräge an. Die zahlreichen Zeitworte auf iren und isiren (spaziren, studiren, regiren, poetisiren, fabuliren, jubiliren, triumphiren, quittiren, probiren u. s. w.) erzeugen deutsche Nachbildungen wie halbiren, schimpfiren, hausiren, stolziren, tollisiren, grillisiren, geiliren — früher waren hantiren und hofiren vorhanden gewesen — und liefern zudem die Vorbilder für die späteren schattiren, buchstabiren, schandiren, burschiren, haseliren. Auch die zahlreichen Abstractbildungen wie Comparatz, Collatz, Disputatz, Fundatz, Promutatz, Purgatz werden Ausgangspunkte für einige deutsche Wortbildungen von vorübergehender Existenz. Lateinisch-romanische Worte wie Gardian führen zu Neubildungen wie Ipsian (zu Ipse), Dulcian, Ruffian und zu Zwitterbildungen wie Grobian, Urian, Dummrian, Stolprian, Schlendrian. Damals kamen auch einige undeutsche Abkürzungen auf wie ₰ für Pfennig (lat. denarius), lb für Pfund (lat. libra); plus und minus waren schon damals beim Rechnen eingebürgert.

Es wäre eine Ungerechtigkeit, die Humanisten für diesen Import lateinischer Wortmaterialien und Wortbildungen verantwortlich zu machen. Aber das Ansehen, welches die alte Reichs- und Kirchensprache durch die Renaissance von neuem bei uns erlangte, zog solche Wirkungen nach sich. Unsere Humanisten

waren der Volkssprache nicht gram. Reuchlin, der ein feines Deutsch schrieb und sprach, hat darauf gedrungen, daß die alten griechischen und lateinischen Geschichtsschreiber übersetzt würden, damit man die Muttersprache vervollkommene. Und daß ihm dies ernst war, dokumentirte er Freunden und Gönnern durch eigne Übersetzungen von zwei Philippischen Reden des Demosthenes und des ersten Buches der Tusculanen Ciceros. Eine stilistische Norm, die er selbst befolgte, verdient in diesem Zusammenhange besonders anerkannt zu werden: „Man soll sich schämen in tütschen Reden und Predigen vil Latyns darunder zu mischen". Wimpfeling ist ein energischer Streiter im Kampf um gutes Deutsch. Hutten, der Ritter unter den Humanisten, wird in die große deutschsprachliche Bewegung gerissen. Melanchthon und Zwingli, die den humanistischen Kreisen eng verwandt sind, haben als deutsche Schriftsteller eine weite Bedeutung. Und was der Erfurter Gelehrtenkreis im Kampf gegen Mönchsbildung und Mönchslatein erzielt hat, ist für die Stellung der deutschen Sprache nicht gleichgültig gewesen.[1]

Aber doch fehlten auch der Renaissance gewisse trübe Züge keineswegs. Man vergegenwärtige sich den Grundton jener Zeit. Allerwärts wird die Volkssprache, der Volksdialekt betont, weil die Laien, die Ungebildeten durch die religiöse Bewegung ein Recht auf Litteratur und litterarische Bildung erlangt haben. Dieses Recht wird allseitig respektirt. Aber es fehlt doch nicht an litterarischen Erzeugnissen, von denen das Volk ausgeschlossen bleibt wie von dem lateinischen Schuldrama. Und nicht ohne Bewegung sieht der Freund nationaler Bildung, welche Consequenzen die neuen Bestrebungen dem Latein Raum zu machen nach sich führen. So schildert uns Nicod. Frischlin 1589 in

[1] Weiteres in Hartfelders Programm Deutsche Übersetzungen klassischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreis, Heidelberg 1884; vgl. auch Jansens Geschichtswerk I, 56. Auch Rud. Agricola empfahl sorgfältige Übersetzungen in die Muttersprache: De Ratione Studii, Nürnberg 1530 A 5.

seinen lateinischen Helvetio-Germani, wohin der Gebrauch des Lateins führte:

> Quia Latino sermone isthaec peragimus,
> occlamant imperiti linguae, oggānniunt
> mulieres, obstrepunt ancillae, servuli,
> opifices, lanii, fartores, ferrarii
> sibique Germana lingua postulant dari
> comoediam. Hoc quia non fit, nobis praeferunt
> cybisteteres, lanistas, funambulos,
> petauristas: quibus gaude plebecula.

Auf der anderen Seite freilich hatte die Renaissance auf die Muttersprache den günstigsten Einfluß. Eine gewaltige Bereicherung von Wortformen und Redewendungen sind in jener Zeit altklassischem Sprachgut nachgebildet oder entlehnt. Schon im 16. Jahrhundert redet man von modernen Mäcenaten, von einem Zoilus, einem Zelotypus, von modernen Epicuräern. 'Unter der Rose (im Vertrauen) reden' konnte man schon damals nach lateinischem Vorbilde sagen. Lateinisch-humanistische Sprichwörter finden bei uns Aufnahme. Ne Hercules quidem contra duos! war nach Zwingli gemein im Gebrauch. „Rom ist nicht in einem Tage erbaut" weist auf den Humanismus hin. Eine neue Art von halb lateinischen, halb deutschen Sprichwörtern kommt auf: „Barbati praecedant, sagte der Fuchs, stieß den Bock die Treppen hinunter"; „practica est multiplex, sagte der Frosch, saß auf der Reuse"; „usus facit artem, sagte jener, warf ein alt Weib zum Fenster hinaus und wollt sie fliegen lehren". — Damals bürgerten sich ein ululas Athenas mittere; ne sutor ultra crepidam; procul a Jove procul a fulmine; Penelopes telam retexere; una hirundo non facit ver.

In dieser Zeitströmung hat Deutschland auch seine Familiennamen verändert. Wer aus der Ferne dem seltsamen Gebahren zusah, konnte glauben, man wolle die alten Römer und Griechen wieder auferwecken. Da hörte man Namen wie S a p i d u s (Witz), A u r i f a b e r (Goldschmid), A g r i c o l a (Baumann),

Megander (Großmann), Avenarius (Habermann), Chytraeus (Kochhoff).

Um wie viel erhabener klangen die neuen Sartor — Sartorius, Pistor, Textor, Mylius — Molitor, Sutor, Faber — Fabri — Fabricius, Venator, Piscator als philiströse Namen wie Schneider, Beck — Becker, Weber, Müller, Schuster — Schuchart, Schmidt — Schmitz, Jäger, Fischer! Im Notfall war Mullérus und Scultétus immer noch ansprechender und willkommener als Müller und Schulze! Schon der lateinische Accent gab Formen wie Scrivérius, Schulérus eine Weihe! Ein wahrer Triumph aber war es für klassische Gemüter, wenn ein spießbürgerlicher Name durch Latinisirung und Hellenisirung bis zur Unkenntlichkeit aufgeputzt wurde.

Reuchlin scheint die Seele dieser Bewegung gewesen zu sein. In Italien hatte ihn Hermolaus Barbarus in Kapnio umgetauft, und seit der Zeit ist Kapnio bestrebt, die Namen seiner Landsleute zu veredeln. Seinem Großneffen Philipp Schwarzert gibt er — mit fehlerhafter Übersetzung — den Namen Melanchthon. Von jenem Linzer Krachenberger, dessen deutschsprachliche Bestrebung oben S. 27 erwähnt ist, erhält Reuchlin einen Brief, der dem Wunsche Ausdruck verleiht, er möge dem Absender einen anständigen griechischen Namen vorschlagen; Gracchus Pierius ist dann der Name, dessen Krachenberger sich in seinen späteren Schriften bedient. Diese Bewegung erfaßt alle Humanisten.[1]

Der Schlettstadter Pädagog Joh. Sapidus latinisirte die Namen seiner Schüler; „ich hab viel barbara nomina, ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen" — so redete er den jungen Th. Platter und Ant. Venetz bei der Aufnahme in seine Schule an, und fortan heißen sie Platterus und Venetus (Platters Selbstbiogr. ed. Boos, Leipzig 1878, S. 32).

[1] **Camerarius vita Melanchthonis** S. 9, 129; Dav. Friedr. Strauß Kl. Schr. S. 408. Den Hinweis hierauf verdanke ich meinem gelehrten Collegen Rud. Hirzel.

Auch andre Pädagogen huldigten dem Grundsatz der Latinisirung der Namen der Schüler. Wie alles Deutsche in zahlreichen Lateinschulen verpönt war — so auch die deutschen Namen oder Namensformen. Ein Hülfsbüchlein für den Unterricht verlangt Latinisirungen wie Adamus Joachimus Absolanus Rupertus Henricus: nomina quibus puer vocatur latina esse debebunt.[1]

Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß in den protestantischen Kreisen das neue Prinzip mehr Verehrer fand, als in den altgläubigen. Wie viel enger hing der Protestantismus mit dem Humanismus zusammen! Wie sehr stack der Katholizismus noch immer im Banne des Mittelalters! Das Latein der Dunkelmännerbriefe charakterisirt den Bildungsgrad des katholischen Klerus; der protestantischen Geistlichkeit konnten auch ihre erbittertsten Gegner ähnliche Vorwürfe nicht entgegen schleudern.

So werden wir eine Anklage des katholischen Bibelbearbeiters Dr. Johann Eck würdigen können, der sich in seiner 'Schutzred' 1540 (S IIb) über einen protestantischen Gegner folgendermaßen äußert: „Ain Fäl hab ich an ihm als an vil andern Lutherischen; so sie teutsch seind, ihr Vorälter teutsch gewesen und teutsch Namen gehabt, daß sie kriechisch und callicutisch Namen schöpfen: als Jobst Koch nennt sich Justum Jonam,

[1] Hauerius. Nicolai Hauerii publici Bambergensis pueritiae informatoris ad pubem suam instituendam exhortatio Bamberg 1531 Hauers Vorwort ist 1515 unterzeichnet; wahrscheinlich ist das Büchlein damals auch zum ersten Male erschienen. Hauer empfiehlt übrigens die schlichte Latinisirung der Namen durch angefügtes -ius (Hauerius); dagegen mißbilligt er die Wortübersetzungen: varia enim sunt ejusdem nonnumquam rei etiam apud Germanos vocabula, adeo ut ipsi sese invicem saepenumero non intelligant; quare consultius videtur cognomini barbaro latinus terminus addatur, quo efficimus ut et recte ab omnibus idem proferatur et congruat nihilominus orationi latinae. Hauer zieht die Beibehaltung der deutschen Namen den Namenübersetzungen bei weitem vor.

Wolfgang Hüter oder Schmid von Hagenau nennt sich Capitonem Fabricium, Schwarzerd Melanchthonem, Hausschein Oecolampadium, Paulus Seidenstücker nennt sich Paulum Constantium Phrygium und du, so dein Vater Hosanderle gehaißen, nennst Dich Osiandrum — sicht kainer Hosen gleich!!"

Der Vorwurf war nicht ohne Berechtigung. Aber Eck durfte nicht verschweigen, daß es auch in katholischen Kreisen nicht an Männern fehlte, welche dieser protestantischen Mode huldigten. Unter den Gegnern der Reformation treffen wir Namen wie Coclaeus, Joh. Faber von Constanz. Die Stimmen der Zeitgenossen über diese neue Mode der Gelehrten waren geteilt; schon Aventin hat sie mit Geringschätzung als 'kindisches, schülerisches Possenreißen' bloß gestellt. Auch Camerarius weiß von Gelehrten, welche der Mode abhold sind.

Neben dieser Bewegung, deren Wirkungen wir noch heute auf Schritt und Tritt begegnen, sehen wir seit dem 15. Jahrhundert eine andre, die auch fremdsprachliche Namen in Deutschland einbürgert. Zu dem humanistischen Streben gesellt sich der biblisch-kirchliche Einfluß, der die Namen der Bibel und der Kirchengeschichte zu deutschen Vornamen stempelt. Bereits vor der Reformation waren jüdische Bibelnamen sowie fremde Namen aus der Kirchengeschichte bei uns eingebürgert. Ob mit der Reformation etwa das Prinzip weitere Verbreitung fand, läßt sich noch nicht überschauen. Jedenfalls in katholischen wie in protestantischen Kreisen waren Namen wie Adam, Eva, Tobias, Susanna, auch David, Da'niel, Joseph, Zacharias oder Immanuel, Jesse, Israel, Hieremias und Rebecca, wie Bartholomäus, Nicolaus, Johannes, Georg, Martinus, Philippus, Peter, Paul, Maria, Margaretha, Anna, Barbara, Katharina allgemein verbreitet. Es war nicht selten, daß eine Familie durch ein paar Generationen nur Vornamen aus der Bibel und der heiligen Geschichte aufzuweisen hatte.

Schon Aventin wies gegenüber jenen unverstandenen fremden Vornamen auf den kostbaren Schatz bedeutungsvoller deutscher Namen, die zu Tugend und kühner That reizen und spornen, wie Wilhelm, Ludwig, Ernst.

Vor allem scheint sich in unsern reformatorischen Kreisen Opposition gegen die fremden Vornamen geregt zu haben. Ja Luther selbst soll nach der Ansicht zahlreicher Gelehrter der Führer dieser Opposition gewesen sein. Ein anonymes Namenbüchlein in lateinischer Sprache[1] verfolgt, ohne sich in Angriffen gegen das lateinisch-biblische Namensystem zu ergehen, den reichen Inhalt und die sinnige Bedeutung unserer altehrwürdigen Namen. Die etwas schulmäßig nüchterne Behandlung des Stoffes, der Mangel durchgreifender allgemeiner Gesichtspunkte, wie Fischart sie später entwickelt, die schematische, ohne sachliche und nationale Begeisterung und ohne Behagen durchgeführte Darstellung machen es unwahrscheinlich, daß Luther, wie eine zweifelhafte Tradition will, das Namenbüchlein verfaßt hat; die Anregung zu dem Büchlein wird er gegeben haben; aber durch nichts wird es uns wahrscheinlich, daß er der Verfasser ist.

Wie viel subjektiver und entschiedener tritt Stumpf an die Eigennamen heran! Er hat aus alten St. Galler Urkunden gelernt, welch reicher Vorrat an urdeutschen Personennamen uns zu Gebote steht und welch tiefe Bedeutung sie bergen. Eine Liste von etwa 150 uralten Worten führt er vor. Er weist darauf hin, daß kirchliche Heilige altgermanische Eigennamen tragen, macht aber das Pabsttum verantwortlich für die Abnahme der deutschen Erbnamen. Auch glaubt Stumpf zu beobachten, wie die biblischen Vornamen hinter den lateinischen zurückstehen. Das Überwuchern der lateinischen Taufnamen ist es, wogegen sich der Schweizer Geschichtsschreiber besonders wendet (Schweizer Chronik III Cap. 59; IV Cap. 55).

---

[1] Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam etymologiam restituta, Wittenberg 1537.

Können wir so beobachten, daß in den Reformationskreisen das Nationalitätsprinzip wie in der Sprache überhaupt so auch in den Vornamen vertreten wird, so stehen uns katholische Zeugnisse zu Gebote, welche den Heiligennamen kirchliche Empfehlung geben. So bestimmte der Katechismus Romanus, der auf Veranlassung des Concils von Trient im Jahre 1566 erschien, daß die dem Getauften beizulegenden Namen von Heiligen hergenommen und heidnische Namen ganz vermieden werden sollten.[1] Damit war den uralten Namen wie Dietrich, Sigfrid, Hildebrand, die mit den letzten Nachklängen der Heldensage noch fortlebten, wirklich die Lebenskraft genommen. Der nivellirende Kosmopolitismus der katholischen Kirche drohte also wiederum Deutschland in sprachlichen Äußerlichkeiten zu einer römischen Provinz zu machen, nachdem protestantische Vertreter für unsere vollklingenden Erbnamen eingetreten waren.

Georg Wizel ist in Deutschland Wortführer des Romanismus. Sein Onomasticon Ecclesiä 1541 ist ein Seitenstück zu dem Wittenberger Namenbüchlein. Ohne sich in Polemik gegen die abweichenden Anschauungen der Protestanten einzulassen, äußert er durchweg undeutsche Gesinnung, indem er zu der Taufnamenfrage Stellung nimmt und für die Heiligennamen eintritt; Taufnamen wie Anastasius, Valerius, Cyprianus, Fabianus, Christina, Justina, Euphemia, Sophia gereichen dem Menschen zu einer größeren Empfehlung als Wolf, Ebert, Henckel, Hubelt, Utz, Del, Cuntz oder Fritz, als Gele, Metz oder Leis. Freilich „die deutschen Namen verwerfe ich nicht, wiewohl sie nach der heidnischen Barbarei fast schmecken.“[2]

Finden Aventin, der Wittenberger Anonymus, Stumpf und

[1] Histor.-Polit. Bl. 99, 905.

[2] Onomasticon Ecclesiae. Die Tauffnamen der Christen, deudsch und christlich ausgelegt durch Georgium Wicelium 1541 (Mainz); durch diesen Nachweis bin ich Herrn Dr. Camillus Wendeler zu großem Dank verpflichtet.

später auch Fischart grade in dem reichen, anregenden Inhalt unserer einheimischen Erbnamen einen Hauptreiz und die wesentliche Empfehlung ihrer Neubelebung, so lobt Wizel die lateinischen Heiligennamen wegen ihrer klar zu Tage liegenden Bedeutung: Sebastian 'gottesfürchtig', Agnes 'keusch' — solche christliche und feine Namen sollen Eltern ihren Kindern geben als incitamenta quaedam pietatis. Den jüdisch-hebräischen Namen ist Witzel gram; sie seien zwar in geringer Anzahl; aber wo höre man einen Juden, der sich nach Namen unserer Religion nennen lasse! Immanuel, Jesse, Israel, Hieremias, Rebecca scheinen den Beifall des Renegaten nicht gehabt zu haben, und David, Daniel, Joseph, Zacharias duldet er, weil sie damals noch nicht häufig und beliebt waren. Die altdeutschen Namen läßt er völlig bei Seite, obwohl sein Onomasticon 'die Taufnamen der Christen' überhaupt auslegen will; er legt den Schwerpunkt seiner Arbeit in die griechischen und lateinischen Heiligennamen; ihre vorbildliche Wortdeutung gibt er nach seiner sprachlichen Bildung — nirgends wird der deutschen Taufnamen gedacht. In allem sehen wir eine versteckte Ablehnung des Wittenberger Namenbüchleins von 1537, dessen der Feind und Gegner Luthers nirgends Erwähnung thut.

Dieses Verhalten Wizels, zu dem jenes Gebot des Katechismus Romanus stimmt, ist für die katholischen Kreise Deutschlands typisch. So hat auch Joh. Fischart es verstanden, als er im 10. Kapitel der Geschichtsklitterung auf Witzel einen heftigen Ausfall machte. Er tritt mit Entschiedenheit für die deutschen Namen auf und lehnt die jüdisch-biblischen und die lateinischen Taufnamen ab, wie er sich auch gegen die Modethorheit der Humanisten wendet. „Unsere Sprach ist auch ein Sprach und kann sowohl ein Sack nennen als die Lateiner Saccus. Ich glaube, man meint, unsere Vorfahren haben stets geschlafen und nit mit eben so großem Bedacht gewußt ihren lieben Kindern Namen zu geben als die Griechen und Latiner. Wir haben

jetzt das frei Regiment. Was dürfen wir uns nach den sklavischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten? Wie solt es sich reimen, wann die Griechen ihre Kinder Xerxes und Mardonius, die Römer die ihren Perses und Stichos genannt hätten, die Sieger nach den Überwundenen?"

Was Fischart hier kurz andeutete, gedachte er in einer besonderen Schrift weiter auszuführen; lebhaft mit etymologischen Fragen beschäftigt, beobachtete er mit Interesse die Gleichartigkeit deutscher und griechischer Eigennamenbildung; Volkhart, Leonhart, Bernhart stellte er den griechischen Demosthenes, Leosthenes, Arktosthenes gleich. Zum Abschluß seiner Namensstudien (Alem. I, 124) ist Fischart leider nicht gekommen; wir würden sonst ein Büchlein von tieferem Gehalt und eigenem Charakter besitzen, wie es das Wittenberger Namenbüchlein nicht ist. Über dasselbe Problem hatte später auch Moscherosch eine Schrift vor, die zweifellos im Geiste Fischarts ausgefallen wäre; grade in seinem Freundeskreise regt sich warmes patriotisches Gefühl auch für unsere Taufnamen, wofür 'Der deutschen Sprache Ehrenkranz' (Straßburg 1644) zeugt; vgl. Erich Schmidt Zsch. f. d. A. 23, 78.

So tritt Fischart mit nationalem Stolz gegen Tendenzen auf, deren undeutscher Grundzug keinem Zeitalter klarer werden konnte als dem Jahrhundert der Reformation. Der Sieg der vaterländischen über die lat. Taufnamen war freilich dem Eifer und der Begeisterung der protestantischen Vorkämpfer des Deutschtums nicht gleich. Der Erfolg lehrte, daß die alten katholischen Vornamen zu tief eingewurzelt waren. Aber das danken wir jener großen Zeit und ihren entschiedenen Männern, daß unsere altehrwürdigen Namen nicht völlig der Vergessenheit anheim gefallen sind. Unsere Dichterfürsten des 18. Jahrhunderts haben die Vornamen Wolfgang, Friedrich, Gotthold, Gottlieb, Gottfried, Heinrich, Wilhelm — die Repräsentanten des 16. Jahrhunderts führen die Taufnamen Martin, Johannes, Desiderius, Nicodemus, Egidius, Se-

bastian, Thomas. So kommen durch die protestantische Bewegung die deutschen Taufnamen wieder in Ansehen; in den protestantischen Landschaften und Kreisen erfreuen sich bis heute die altgermanischen Namen einer weit größeren Verbreitung als in den katholischen.

Auch die Mode der Humanistennamen ist keineswegs mit dem Jahrhundert der Reformation abgethan. Der Geist des älteren Humanismus bleibt bei uns bis in den Beginn des vorigen Jahrhunderts; die Äußerlichkeiten der klassischen Bildung, der pseudoklassische Schein wuchern wie Unkraut, bis der Aufschwung und die Blüte einer schönen Litteratur uns Deutschen das Wesen klassischen Geistes erschließt.

Aber überall verlangen die Gesetze der Entwicklung, daß der Weg von Äußerlichkeiten zur Verinnerlichung führt; erst muß die Schale gesprengt sein, ehe der Kern erreicht wird. Noch liegt die Zeit der wahren Renaissance in weiter Ferne. Ehe sie erschien, wurde ein anderer Einfluß für Deutschland verhängnißvoll, und der Muttersprache drohte davon eine um so größere Gefahr, als er von einem benachbarten Kulturvolk ausging, das durch glückliche Lebensbedingungen früh zur geistigen Herrschaft über das ganze Abendland berufen schien.

Das Französische hat in den Reformationsjahren, in dem Kampf um die Nationalsprache keine Gelegenheit gehabt neben dem Latein sich bei uns einzudrängen. Es ist gradezu auffällig, daß unsere Schriftsteller in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwar von französischen Sitten und Trachten, aber nicht von französischer Sprachmengerei reden. So zeigt Agricola in seinen Deutschen Sprichwörtern[1] mehrfach Groll und patriotische Erregung gegen die Ausländerei, die sich durch ganz Deutschland breit mache; man habe welsche, hispanische und französische Kleidung, französische Röcke, hispanische Kappen, französische und hispanische Krankheiten, welsche Praktiken, französische Kronen,

[1] Leipzig 1529 I Bl. 32b 65b II Bl. 1a.

welsche Kardinäle und Herren u. s. w. — von einer romanischen Sprachmischung sagt dieser warme Patriot kein Wort.

Auch beobachteten unsere Sprachforscher damals den Zersetzungsprozeß, den französischer Einfluß in England erzeugte. Geßners Mithridates, der dem bekannten John Bale gewidmet ist, gab den Deutschen Nachricht, wie in kurzer Zeit die englische Sprache massenhafte Lehnworte aus dem Französischen und auch aus dem Latein aufgenommen. Daneben fiel es den Freunden der Sprachwissenschaft auf, wie Ausländerei in der französischen Sprache selbst tief eingreifende Wandelungen ergab. So weiß Seb. Franck in seinem 'Encomion, das Lob des göttlichen Worts' S. 163, wie damals spanische und besonders italienische Elemente ins Französische drangen. Wenn Deutsche so das zeitgenössische Französisch und Englisch charakterisiren, so können sie keine Veranlassung gehabt haben denselben Vorwurf gegen das Deutsche zu erheben. Nirgends hören wir, daß in Deutschland vor 1550 sprachlicher Einfluß von Frankreich her wirkte. Um 1580 vernehmen wir die ersten Stimmen gegen französirende Sprachbewegungen, und fortan werden die Mahnrufe nationalgesinnter Männer gegen das neue Modewesen in der Sprache nicht stumm.

Schon einmal hatte derselbe Feind unsere Sprache bedroht. Im Zeitalter der höfischen Dichtung waren große maßgebende Gesellschaftsklassen und die für sie bestimmten litterarischen Erzeugnisse in den Zugeständnissen an das Französische über das Maß des ästhetisch Erlaubten hinaus gegangen. Aber die Gefahr war damals in demselben Maße geringer, als sich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst die sprachlichen Wirkungen der Litteraturwerke stetig gesteigert haben. Was im Mittelalter der Sprache exclusiver Kreise Spuren aufdrückte, mußte jetzt für die Sprache aller Schichten der Nation verhängnisvoll werden.

Der alte Feind war jetzt um so gefährlicher, als unsere Schriftsprache erst in ihren Anfängen stand. Noch war der

Kampf um dieselbe nicht in allen Gebieten unseres Vaterlandes endgültig entschieden; noch war das Deutsche nicht reif, um für großen geistigen Gehalt gleichwertige Form zu bieten; noch huldigten die gelehrten Kreise der Sprache des Mittelalters. Inmitten dieser gährenden Zeit wirkt der neue Einfluß so zersetzend wie ein scharfer Giftstoff, der sich rasch durch alle Gewebe eines Organismus hindurch frißt.

## 9.

# Oberdeutschland und die Katholiken.

Schon während des 16. und 17. Jahrhunderts waren die katholischen Kreise von der großen Sprachbewegung, die von unserm Reformator angeregt und durchgeführt wurde, zum Teil ergriffen. Die deutsche Grammatik des Clajus (1578), die den Sprachgebrauch Luthers als Norm betrachtet, blieb nicht ohne Einfluß auch auf die Katholiken. Das Buch erlebte so zahlreiche Auflagen, daß es zweifellos auch in katholischen Kreisen eine weite Verbreitung gefunden haben muß. Im 17. Jahrhundert erlebt es 7 Auflagen (die Übersetzungen in fremde Sprachen abgerechnet): 1604, 1610, 1617, 1625, 1651, 1677, 1689; die letzte, der Zahl nach die 11. Auflage erschien 1720. Nahezu durch ein und ein halbes Jahrhundert behält das Buch also eine praktische Bedeutung. Und mit ihm steigert sich das Ansehen und die Bedeutung der Lutherischen Sprache. So wird das Lutherdeutsch seit etwa 1580 die Norm für unser Schriftdeutsch. Die lokalen Mundarten treten immer mehr in den Hintergrund.

Veluti ego Silesiaca dialecto non utor, ita neque vestra Alsatica uti te posse puto, schrieb 1628 Opitz an Venator in Straßburg; est quoddam quasi Atticum apud Graecos genus, quod Lutheranum vocitare per me potes, hoc nisi sequaris, erres necesse est.

Luthergrammatik und Lutherdeutsch — das ist die Losung durch das 17. Jahrhundert hindurch. P. Pietsch hat in seinem verdienstvollen Buche über „Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache", auf das wir schon häufig zu verweisen hatten, zahlreiche Zeugnisse aus dem 17. Jahrhundert beigebracht, welche einmütig der Sprache unseres Reformators eine hohe autoritative Stellung vindiziren. Aber ein endgültiger Anschluß der katholischen Landschaften Oberdeutschlands an die aufblühende Litteratursprache vollzieht sich erst während des 18. Jahrhunderts. Die Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus, von Norddeutschland und Süddeutschland, von oberdeutscher und mitteldeutscher Sprache waren zu groß, als daß sie in einem kurzen Zeitraum hätten vermittelt werden können. Der Zwiespalt spitzt sich im gleichen Verhältnis zu, wie die schöne Litteratur in Mitteldeutschland an Bedeutung für die ganze Nation zunimmt. Am Schluß des 18. Jahrhunderts, nachdem die klassischen Werke unserer Geistesheroen der Sprache des Protestantismus die Weihe für die ganze Zukunft gegeben haben, verstummen in den katholisch-jesuitischen Kreisen Oberdeutschlands die Reaktionsversuche gegen die siegreiche Sprache Luthers. Aber heftig wogt der konfessionelle Sprachenkampf während des ganzen Jahrhunderts.

Im Jahre 1730 ließ der Jenaer Professor Litzel unter dem Pseudonym Megalissus eine Streitschrift „der undeutsche Katholik oder historischer Bericht von der allzugroßen Nachlässigkeit der römischen Katholischen in Besserung der deutschen Sprache" erscheinen. Mit geschichtlichen Thatsachen wird hier das ablehnende Verhalten der katholischen Landschaften gegen die neuere Litteratursprache vorgeführt. Die Schrift ist eine Geschichte der Sprachbewegungen, welche illustriren soll, wie ausschließlich Protestanten sich um die Muttersprache bemüht haben. Luther, die Sprachgesellschaften, die Sprachgelehrten, die Dichter werden uns vorgeführt — nirgends sehen wir Katholiken an den großen Bewegungen teilnehmen. Die fruchtbringende Gesellschaft hatte nur

ein katholisches Mitglied — den Entscheidenden. Der Jesuit Balde hat kein Anrecht auf den Namen eines deutschen Dichters. Was wir aus den Federn katholischer Geistlicher an Reimwerken erhalten haben, zeigt eine gänzlich rohe, verwahrloste Sprache; die Jesuiten sind ihrer Sprache wie ihren Bestrebungen nach undeutsch. In den katholischen, zumal den Jesuitenschulen hat deutsche Sprache und deutsche Poesie keinen Raum; an einer Universität wie Mainz wurde den Studirenden keine Gelegenheit zu deutschen Sprachübungen geboten, nachdem Leipzig, Halle, Jena längst eigene Lehrer dafür bestellt hatten. Wie sollen wir Protestanten es uns erklären, daß die Katholiken so in Bezug auf die Sprache zurückbleiben? Unsere Bücher sind ihnen ein Dorn im Auge; die Lektüre derselben wird verboten, auch wenn sie die konfessionellen Streitigkeiten nicht berühren. Man hält sogar unsere Dictionaria, Vocabularia, Nomenclatores, Lexika, Thesauros, Phraseologien und andere Schulbücher für schädlich; der Jesuit Pexenfelder warnt vor derartigen Büchern, quod acatholici erronea sua dogmata sparsim inserunt!

Im folgenden Jahre gab Litzel (Frankfurt 1731) eine Blütenlese von Reimwerken, um nicht zu sagen Dichtungen katholischer Geistlicher unter dem Titel „Deutsche Jesuitenpoesie" heraus, die in der That eine überraschende Bestätigung für alle in der früheren Schrift aufgestellten Behauptungen ist. Von Dichtungen Baldes abgesehen, bietet Litzel uns wesentlich Gedichte, die zwischen 1680—1730 entstanden sind. In allen treffen wir strengere oberdeutsche Züge, die in der Litteratursprache bereits getilgt waren. Zahlreiche ue (Hueff, guet) und ai (Aiche, erraichen, Straich, gehaißen, waiß) kehren wieder; die oberdeutsche Synkope des e in der Vorsilbe ge (ghören, gfallen, gsehen, Gmüt, Gselle, Gsicht, Gstalt u. s. w.) wird nicht gemieden; so begegnen auch b'herrschen, sogar z'bergen; selbst der Artikel die erleidet Verstümmlung (d'Schäfle, d'Backen, d'Höch, d'Vorhöll, d'Trompeten). Das Auslauts-e oder, wie

die Zeit es benannte, das lutherische e vermissen wir häufig: die Stuff, der grausamb Tod, die Höll, die Hitz, der Namm; in der Mehrheit finden wir die Feind, die Leut. Der oberdeutsche Vokalismus verrät sich durch zuruck, Stuck, die Lucken, trucken (für drücken), rucken, sowie in der Ableitung von Geheimnus, Bündnus. Aus der Deklination seien Formen wie ihne für ihn, beim für deinem angeführt. Das Zeitwort zeigt auch harte oberdeutsche Formen: er findt, er leb', er mach', geloffen für gelaufen, gewest für gewesen.

Es ist nicht unsere Aufgabe eine völlige Grammatik jener katholischen Versemacher zu geben. Es genüge nur noch zu bemerken, daß die syntaktischen Fügungen, Rectionen und Satzbau ebenso weit von der in protestantischen Kreisen anerkannten und befolgten Norm abweichen, wie die behandelten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre. Völlige Regellosigkeit, Roheit und Ungelenkigkeit charakterisirt die Sprache dieser Dichter. Derartige Züge sind allen Stücken, die Megalissus mitteilt, gemeinsam. Zwei Strophen aus einem Gedicht Abrahams a santa Clara, wie der heilige Antonius den Fischen gepredigt hat, stellen wir als klassische Beispiele des katholischen Oberdeutschs hierher.

Die Karpffen mit Rogen
seynd all hieher zogen,
habn d'Mäuler auffgriffen,
sich des Zuhörens beflissen.
Kein Predig niemahlen
den Karpffen so gfallen.
Fische große, Fisch kleine
vornehme und gmeine
heben in d'Höch die Köpff
wie verständige Geschöpff
auf Gottes Begehren
Antonium anhören.

Vor allem richtete sich der Bekehrungseifer der mitteldeutschen Sprachfreunde auf die Reichshauptstadt, deren Gewinnung natür-

lich für weite Kreise von maßgebender Bedeutung gewesen wäre. Wien konnte sich keiner feinen Sprache rühmen. Während Lazius im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß des kaiserlichen Hofes und bei dem großen Verkehr, der Deutsche aller Gaue in die Reichshauptstadt führte, eine elegantere Mundart in der Stadt als auf dem Lande zu beobachten glaubte, hören wir in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wesentlich Stimmen, die dem Deutsch der Wiener Gesellschaft das böseste nachsagen. Auf vereinzelte Äußerungen, welche das Wiener Deutsch damals hoch stellten, ist natürlich kein Gewicht zu legen. Wer wird sich wundern, wenn die Sprache, die am Sitz des kaiserlichen Hofs und der Reichsregirung herrscht, Lobredner findet! Ein solcher war der Braunschweigische Hof- und Kanzleirat von Meyern, der die Acta Publica des westfälischen Friedens 1734 herausgab (Erdmannsdörffer-Scherer Anz. f. d. Altert. I, 196). Aber seine Behauptung, daß in sprachlichen Dingen „Wien als die höchste Schule der Welt den Vorzug mit Recht vor allen übrigen Höfen und Kanzleien verdiene“, steht in gradem Gegensatz zu allen Thatsachen unserer Sprachentwicklung.

Um dieselbe Zeit klagt ein Kenner der Wiener Verhältnisse, die Aussprache dort wie in Oestreich überhaupt sei sehr grossiere, der Accent überaus unangenehm; die Aussprache von ue (statt u in Fueß), der harte Sibilus in st (als scht) beleidige feinere Ohren; Flickwörter wie die häufigen thun, mein' ich, halter, schauts seien unerträglich, ebenso enker für euer. Die starke Einmischung von Fremdwörtern sei unschön; auch habe das Französische und Spanische, vor allem aber das Italienische zu breiten Raum bei Hofe.[1]

Nur selten regen sich vor 1750 in Wien Bestrebungen, die auf die Besserung der Sprache gerichtet sind. Aber es war bedeutungslos, wenn z. B. gelegentlich, aber vorübergehend pu-

[1] Küchelbeckers allerneueste Nachricht vom Kaiserlichen Hofe nebst einer Beschreibung der Residenzstadt Wien, Hannover 1732.

ristische Ideen in den dortigen Regierungskreisen laut wurden. Weit bedeutsamer ist, daß ein großartiger Entwurf, der die allgemeinen deutschen Sprachzustände betraf, in des Kaisers nächster Nähe entstand, ohne jedoch die allerhöchste Beachtung zu finden. Der kaiserliche Rat C. G. Heräus, dessen Dichtungen dem Ideal der Schriftsprache jener Zeit gerecht werden, suchte das Reichsoberhaupt für eine zu gründende Sprachgesellschaft zu begeistern, deren Programm „unvorgreifliche Gedanken über Auf- und Einrichtung einer deutschen Sprachgesellschaft“ dem Minister vorgelegen haben.

Was dieser einsichtige Schriftsteller wollte, war eine Wiederbelebung der großen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts unter kaiserlichen Auspicien, eine zentrale Sprachakademie, zu der die Pariser Akademie das Vorbild war. Wenn die Fürsten aus der fruchtbringenden Gesellschaft wegen des geringen Umfanges ihrer Territorien nur in einem beschränkten Teil unseres Vaterlandes wirken konnten, so durfte eine Akademie, an deren Spitze der Kaiser und ein ihn vorstellender Minister stehen sollten, auf eine allgemeine Wirkung über ganz Deutschland hoffen. Wie vorteilhaft mußte ein solches Institut auf alle katholischen Landschaften Oberdeutschlands wirken, wenn obersächsische Schriftsteller von Bedeutung hineingezogen wurden!

Der Entwurf von Satzungen für die Carolinische Akademie, den Heräus ausgearbeitet dem Minister überreicht hat, fand keinen Anklang bei Hofe. Den Kaiser lockte der Ruhm einer Carolinischen Akademie nicht. Der ernste Versuch, sprachlich den Mittelpunkt Deutschlands in den Bereich der nächsten Einflüsse des Reichsregiments und in die katholischen Landschaften zu bringen, konnte nicht verstanden und gewürdigt werden, wo romanische Sprachen und Ideen herrschten. Die Reichsregirung hatte damit endgültig auf eine zentrale Kulturstellung in Deutschland verzichtet. Die große Bewegung, welche mit Luthers Auftreten begonnen, war abgeschlossen. Zunächst bleibt Obersachsen der geistige Mittelpunkt Deutschlands.

Heräus hatte in seinem Entwurf der Satzungen einer Carolinischen Akademie dem protestantischen Mitteldeutschland das Verdienst ungeschmälert eingeräumt, das meiste zur Zierde und Reinigkeit der Muttersprache beigetragen zu haben. Im katholischen Baiern schwankt gleichzeitig die Auffassung der deutschen Sprachverhältnisse. Eine jesuitische Monatsschrift wie der in München 1725 erscheinende Parnassus Boicus erkennt an (1736 V, 67), „daß sich die Herren Lutheraner von vielen Jahren her ungemeine Bemühungen geben und äußerst geflissen seind, die teutsche Sprach immer zu verbessern, auch zieren und zur Vollkommenheit zu bringen." 1725 (XVIII, 409) wird zugegeben und zu erklären versucht, daß die Katholiken an den neuen Sprachbewegungen keinen Anteil haben. Aber neben dieser Anerkennung geschichtlicher Thatsachen treffen wir in demselben Organ die unerhörte Behauptung, daß niemals ein ärgerer Sprachverderber in Deutschland aufgestanden sei, als Luther.

In einer Zeitschrift, die in einer um ein Jahrhundert hinter der Entwicklung zurückgebliebenen Sprache geschrieben war, hat sich ein Jesuit zu jenem Angriff auf Luthers sprachliche Bedeutung erdreistet. In Norddeutschland, wo der Parnassus Boicus wenig Verbreitung fand, erhob sich als Verteidiger Luthers der Lüneburger Conrektor H. Chr. Lemcker, welcher in den Leipziger Beitr. z. krit. Historie 13. Stück S. 74 ff. einen freilich ganz unzulänglichen Aufsatz über Luthers sprachliche Stellung erscheinen ließ. Lehrreicher für die Zeitgenossen war jedenfalls der Bericht über den Parnassus Boicus, den die Beitr. z. krit. Historie 1736 (14. Stück S. 264) gaben; da wurde das sprachliche Ideal der baierischen Jesuiten durch Auszüge beleuchtet. Dieselbe Zeitschrift führte ihren Lesern 1743 (31. Stück S. 490 ff.) ein Gedicht auf Karls VII. Kaiserkrönung vor, das einen Münchener Studenten der Theologie zum Verfasser hatte und sprachlich voll ungebührlicher Bajuvarismen war. Noch 1767 konnte ein Recensent der Allgem. deutsch. Biblioth. (V, 1, 178) ein vernichtendes Urteil über irgend eine

Übersetzung irgend eines Ulmer Paters abgeben, der sein Schwäbisch mit der unmaßgeblichen Erwägung begründete, „die Regeln unserer Muttersprache seien nicht allgemein gültig; vielleicht sei seine Schreibart nicht nach dem neueren heikeln Geschmack; der Leser möge all Wort nach seiner beliebten Mundart lesen und aussprechen, so wäre beden geholfen".

Wie lange diese sprachlichen Zustände in Baiern andauerten, lehrt ein Ereignis aus dem Jahre 1779, auf das Schlosser im 3. Bande seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts (Cap. IV § 1) aufmerksam gemacht hat. Als der Canonicus Braun Schulbücher in moderner Orthographie herausgab, erhoben die Jesuiten ein Geschrei über die lutherische Sprache derselben, und der Regensburger Bischof zog Braun wegen der Veränderung der Orthographie[1] zur Rechenschaft. Es kann uns gleichgültig sein, wie der Prozeß verlief. Aber daß 250 Jahre nach den erschütternden Ereignissen der Reformation ein so lächerlicher Streit über die lutherische Orthographie von einem katholischen Kirchenfürsten unter dem Drängen der Jesuiten hat inscenirt werden können, ist eine Thatsache, die uns mit großer Wehmut erfüllen muß.

Auch im Rheinthal herrschten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Verhältnisse, die bei den protestantischen Sprachmeistern Mitteldeutschlands Entrüstung erregten. Auch im Rheinthal war das Streben der ganzen neueren Entwicklung nach einer Einheitssprache nicht zu Bewußtsein gekommen. Man führte zahlreiche Züge der alten oberdeutschen Kanzleisprache von Geschlecht zu Geschlecht, unbekümmert ob unsere Litteratur für die Muttersprache nicht andere Formen verlangte. Die Beitr. zur krit. Historie (29. Stück S. 233) zeigten an einem 1741 in

[1] Braun war in Baiern einer der ersten, der mit Entschlossenheit und mit Sachkenntnis die neue Schriftsprache in Baiern empfahl; vgl. seine Deutsche Sprachkunst; Deutsche Redekunst; Anleitung zu der Dicht- und Verskunst; Antwort auf die Fragen von der Lehrart in den Lateinschulen.

in Bruchsal gehaltenen und gedruckten Gedächtnispredigt eines Franciscaners auf Kaiser Karl VI, wie fremd die neue Litteratursprache in dem katholischen Rheinthal war.

Noch zehn Jahre später (1755) fand Gottscheds redliches Bemühen um die Litteratursprache einen fanatischen Gegner an dem badischen Pater Augustin Dornblüth, Benediktiner zu Gengenbach.[1] Sein Deutsch ist stark oberländisch gefärbt, und er vertritt den oberdeutschen Sprachgebrauch auch als Theoretiker. Die oberdeutsche Apokope und Synkope des e ist bei ihm Regel (die Sprach, die Lieb, die Köpf); er ereifert sich gegen die obersächsischen Endungs-e in Glaube, Name, Same, Knabe, Rabe, Bube, sowie in Verbalformen wie lebet, liebet, saget, höret, gemehret, bedienet, gelobet; er verlangt ich nimb, ich gib, ich sprich, ich hab, ich laß, ich mach, ich lauf als Indic., wozu die Conj. ich nehme, ich gebe, ich spreche, ich habe, ich lasse, ich mache, ich laufe lauten sollen. Das Suffix nis erscheint bei Dornblüth als nus (Zeugnus, Erkanntnus, Geheimnus, Verderbnus und zwar fem. gen.). Formen wie ihme, deme, denen (gleich den), wie die Übersetzere befremden bei ihm nicht. Wenn er sich nachhaltigen Einfluß auf die Sprache zugetraut hätte, würde er

[1] Vgl. Konr. Burdach, Verhandlungen der Dessauer Philologenversammlung S. 170; der Titel der Schrift des Paters lautet: „Observationes oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weise eine gute Übersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen, wobey die Fehler der bisherigen teutschen Übersetzungen samt denen Irrsachen solcher Fehleren und daraus erfolgten Verkehrung der teutschen Sprach aufrichtig entdeckt werden, nebst einem zu diesem Vorhaben unentbährlichen Kritik über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst und teutsche Grammatik oder (wie er sie nennt) Grundlegung zur teutschen Sprache. Aus patriotischem Eyfer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücheren ans Tagliecht gegeben von R. P. Augustino Dornblüth, Priestern Ord. S. Benedicti des Reichs-Gottshaus in Gengenbach. Augspurg, verlegts Matthäus Rieger 1755.

mit großer Entschiedenheit für die längst ausgestorbenen altbaierischen ai ay (Layd, Klayd, Wayß 'pupillus', Rayß 'iter') eingetreten sein. Ländlich sittlich! das ist Dornblüths Norm, mit der er auch das oberdeutsche Genus von der Gewalt, der Luft, der Tauf, die Schooß rechtfertigt, ja zur Herrschaft erheben möchte.

So steht Dornblüth im sprachlichen Bann einer oberdeutschen Landschaft. Es kann uns nicht befremden, daß er sein sprachliches Ideal in der oberdeutschen Kanzlei findet. Er empfiehlt den angehenden Schriftstellern das eifrige Studium der Gerichts- und Prozeßschriften des Kammergerichts zu Speier,[1] zumal derer zwischen 1680—1690. So trat der Benediktiner den ganzen Bestrebungen entgegen, die Gottsched[2] mit zielbewußter Klarheit verfolgte. Dieser hatte der Kanzlei den letzten Rest von Bedeutung und Einfluß in Sachen der Sprache entzogen. Dornblüth weist sogar auf die 70 Jahre früher geübte Kanzleisprache hin mit Geringschätzung der aufblühenden Litteratur. Gottsched bemüht sich der mit Luther beginnenden Suprematie der obersächsischen Mundart die Anerkennung aller Landschaften Deutschlands zu erwerben. Dornblüth greift in wesentlichen Dingen die Autorität des Meißnischen an und stellt damit die Existenzberechtigung der neuen Schriftsprache überhaupt in Frage. Als katholischer Priester in Oberdeutschland ist er uns verständlich. Er hat am eingehendsten zu Worte gebracht, was um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die katholischen Kreise bei dem Aufblühen der protestantischen Litteratur beschäftigte. Er hat den letzten Versuch gewagt, seine Glaubensgenossen sprachlich von dem protestantischen Deutschland zu emanzipiren und dem großen Streben unserer besten Köpfe nach einer einheitlichen Schriftsprache entgegenzutreten.

---

[1] Um 1600 haben Helber und Joh. Rud. Sattler die Kanzlei von Speier wegen ihres guten Deutschs gerühmt.

[2] Über Gottsched vgl. Koberstein § 264.

Schon hatte der Zeitgeist selbst katholische Geistliche erfaßt. Pater Benastasius Liares unternahm alsbald zu Gunsten Gottscheds und seiner sprachlichen Bestrebungen einen wohlgemeinten, jedoch unzulänglichen Angriff auf Dornblüth. In einer 'vier Sendschreiben wider Hrn. P. Augustin Dornblüth' betitelten Schrift, die wahrscheinlich noch 1755 zu Ulm erschien, zeigte er ein unverkennbares Streben, sich von seinem Oberdeutsch zu emanzipiren. Er verurteilt das Breisgauische Deutsch des Kinzigthals, das er dem Pater Dornblüth beilegt, kann aber seine eigene Mundart doch nicht verläugnen. Er will sich nach großen katholischen Sprachmeistern gebildet haben, verteidigt aber mit warmen Worten diejenigen Katholiken, die in Gottscheds Schriften sprachliche Belehrung suchen.

Von jetzt an vernehmen wir in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts aus den Reihen der katholischen Geistlichkeit im mittleren Rheinthal einzelne gewichtige Stimmen, die für die allgemeine Litteratursprache eintreten. Der Jesuit Ignaz Weitenauer, der eine Professur für semitische Sprachen an der Universität Freiburg bekleidete, veröffentlichte — A. z. g. E. G. — 'mit Erlaubnis der Obern' seine 'Zweifel von der deutschen Sprache vorgetragen, aufgelöst oder anderen aufzulösen überlassen; sammt einem orthographischen Lexikon' [1] – ein wertvolles Dokument für den Wandel der Zeiten seit Dornblüth. War dieser fanatisch und sprachlich wie konfessionell intolerant, so ist Weitenauer in Folge des großen Aufschwungs der protestantischen Litteratur zu einem verständigen Kompromiß geneigt. Zumal in der Behandlung des schriftsprachlichen Endungs-e zeigt er ein ernstes Bestreben seine katholischen Landsleute aufzuklären. „Woher entspricht doch dieser unversöhnliche Haß wider das unglückliche e? Ist der Übelklang des armen Buchstaben oder ein unerbittliches altes Vorurteil oder wohl gar die Religion an

[1] Wir haben davon die 3. und 4. Auflage Augsburg und Freiburg 1768. 1774 vorgelegen.

seiner Verdammung schuld? Von der Religion erstlich zu reden, ist es schwer zu begreifen, wie man sie in die Rechtschreibung eingemischt. Was hat immermehr die Glaubenslehre mit dem e zu thun? Welchen Artikel hat dann derjenige abgeschworen, welcher hie und da ein Nennwort um eine Silbe verlängert?“ Es werden Belege aus gut katholischen Schriftstellern, zumal aus Ulenbergs katholischer Bibelübersetzung dafür angeführt, daß auch katholische Texte jenes e (die Sünde, die Beine, die Hände, die Füße) anwenden. Auch ist Weitenauer der Ansicht, daß die oberdeutsche Synkope, welche auf den einsilbigen Worttypus des Chinesischen hinführe, keineswegs besonders wohllautend sei. Zudem sei das Oberdeutsche nicht einmal konsequent; man schreibe ihme, ihne, deme, auch denen (für den); änderen, verbesseren anstatt ändern, verbessern; dazu die überflüssigen e in Bluet, guet, Mueter, Güeter, Hüeter. Mit einem Hinweis auf den Wohlklang, den das Endungs-e den gehäuften Konsonanten des Deutschen gebe, schließt der Jesuit seine allgemeine Apologie des Lutherischen e; er kommt jedoch im Verlauf weiterer Sprachbetrachtungen auf Einzelfälle zurück, um möglichst eindringlich seine oberdeutschen Landsleute über die Ungefährlichkeit solcher sprachlichen Neuerungen zu beruhigen.

Fast überall steht Weitenauer in schroffem Gegensatz zu Dornblüth, dessen er nirgends Erwähnung thut. Hatte dieser durchgehends Briefstellere, Übersetzere, Liebhabere in der Mehrheit gesagt, so verpönt Weitenauer ihr überflüssiges e. War jener für Predig und für Porte eingetreten, so verteidigt dieser Predigt mit der Autorität der Bibelübersetzung Ulenbergs und Pforte mit der Neigung der deutschen Sprache, pf im Anlaut lateinischer Lehnworte einzuführen. Hatte der Benediktiner gewest für gewesen gebraucht, so gilt dem Freiburger Professor die alemannische Form für pöbelhaft. Kurz Weitenauer zollt den Lautformen Gottscheds und der Obersachsen kräftige Anerkennung und fördert den Anschluß der

oberdeutschen Landschaften an die gemeindeutsche Litteratursprache.[1]

Um dieselbe Zeit wie Weitenauer wirkte in gleichem Sinne, aber mit mehr Energie am kurfürstlichen Hofe zu Mannheim der Hofkaplan Jakob Hemmer, der der sprachlichen Litteratur seiner Zeit lebhafte Studien gewidmet hatte und die grammatischen Werke eines Dornblüth, Braun und Weitenauer so gut kannte wie die einschneidenden Arbeiten Gottscheds und des Megalissus antikatholische Schriften. Er ließ 1769 zu Mannheim eine „Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz" erscheinen, die wesentlich den schlechten Zustand der deutschen Sprache in seiner Heimat (S. 54 ff.) zum Gegenstande hat. Die Endungs-e, die bei seinen katholischen Landsleuten „als affektirt und weibisch, ja als Lutherisch" verschrien waren, bilden hier (S. 129 ff.) wie sonst den Mittelpunkt des Streites. Hemmer weist darauf hin, daß auch in vorlutherischen Bibeln der verhaßte Sprachtypus (die Sünde, Herde, Dinge, Tage, Berge u. s. w.) Gesetz sei, und dringt darauf die Konfession bei einer so wichtigen nationalen Angelegenheit aus dem Spiel zu lassen. Er ereifert sich besonders gegen das e im Plural (Bürgermeistere, Stadtschreibere, Liebhabere), dem Dornblüth gehuldigt hatte, verlangt aber das e in Pluralbildungen wie die Feinde, Hände, Schafe und tritt durchgängig für das Obersächsisch Gottscheds ein. Die Pro-

[1] Überhaupt waren die katholischen Centren am Mittelrhein hinter der Sprachentwicklung zurück geblieben. Öfters klagen die kritischen Mitarbeiter der großen Zeitschriften auch über die katholischen Schriftsteller in den Rheinlandschaften. So heißt es in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 1766 (III, 2, 303) von einer deutschen Übersetzung eines französischen Werks: „Der Übersetzer ist ein Einwohner einer katholischen am Rhein gelegenen Provinz: das sieht man nicht allein an vielen Wörtern und Redensarten, sondern auch an gewissen ganz unleidlichen Wortfügungen und Wendungen, die man nur in katholischen Schriftstellern zu finden pflegt. Der Übersetzer mag erst deutsch lernen!"

vinzialismen der pfälzischen Mundart (L a š t, L u š t, G a š t; D a d, D u g e n d, D o c h t e r, d a u s e n, D a g, d a n z e n u. s. w.; ē für ö in h e r e n, s t e r e n, f r e l i c h, b e s u. s. w.) werden durchgenommen, um daran das Ideal einer gemeindeutschen Schriftsprache entwickeln zu können.

Der Erfolg dieser mit guten Beispielen pfälzischer Schreibart durchsetzten Arbeit war gewaltig. Es folgten zahlreiche Streitschriften. Über drei Jahre dauerte die Polemik über die Sprache. Es erschien fortan, so berichtet ein Zeitgenosse, der eine bedeutende Rolle in jener Bewegung spielte, in der Pfalz kaum eine Schrift, die nicht einen sprachlichen Fortschritt zeigte (Schriften der kurfürstl. d. Gesellsch. zu Mannheim I, 13). Hemmer selbst blieb im Mittelpunkt der ganzen Bewegung; persönlich angegriffen und angefeindet schrieb er 1771 eine 'Verteidigung seiner Abhandlung über die deutsche Sprache' gegen eine anonyme Schmähschrift; freudig erregt gedenkt er darin der Zustimmung, die ihm aus verschiedenen Orten der Pfalz zu Teil geworden, der ernsten Bemühungen zahlreicher Prediger, ihre Muttersprache auf den Kanzeln edler und würdiger zu gebrauchen, des Entgegenkommens in pädagogischen Kreisen, die nach Einführung der so energisch und so ernst empfohlenen Schreibart verlangten. Die Anhänger des alten Schlenders zu gewinnen, wandte sich der Verfasser mit jener eingehenden Verteidigungsschrift von neuem an seine Landsleute. Die Wärme seines Tones und der männliche Ernst seiner nationalen Gesinnung, die sich bewußt in graden Gegensatz zu Dornblüths lokalem und katholischem Standpunkt stellt, erzielten vor Ablauf von 10 Jahren einen völligen Sieg.

An diesem Triumph hatte auch ein Exjesuit einen hervorragenden Anteil. Schon vor der Aufhebung seines Ordens hatte Anton von Klein — ein feuriger Anhänger der aufblühenden deutschen Litteratur — als junger Lehrer bereits 1768 die neue Schreibart wie die neuen Dichter in die Jesuitenschule zu Mannheim eingeführt; „als Märtyrer seiner Neuerungsbegierde" mußte

er Mannheim dann auf zwei Jahre verlassen; er wurde nach Erfurt versetzt, aber mit der Aufhebung des Jesuitenordens kehrte er nach Mannheim zurück und wirkte fortan als Professor der schönen Wissenschaften für die neue Litteratur wie für die neue Schriftsprache. Von ihm angeregt, trat im Oktober 1775 die Mannheimer teutsche Gesellschaft ins Leben; der Kurfürst Karl Theodor war durch Klopstock, der im Frühjahr 1775 nach Mannheim gekommen war, für ihre Gründung gewonnen; Lessing, Klopstock und Wieland, später auch Schiller wurden Ehrenmitglieder. Die ersten Jahrgänge der Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft, die noch heute unser Interesse verdienen, sind ein schönes Zeugnis für den schnellen Umschwung, den die katholische Pfalz seit Hemmers zündendem Pamphlet und Kleins fortschrittlichen Neuerungen erfahren hat. Wo noch vor 15 Jahren ausschließlich die französische Sprache in den vornehmen Kreisen wie auf der Bühne und ein 'barbarisches' Deutsch auf den Kanzeln geherrscht hatte — so konnte Klein in der Festrede am zehnjährigen Stiftungsfest der Gesellschaft ausführen — blühte jetzt ein reines unverfälschtes Schriftdeutsch. Ein Hofkaplan und ein Jesuit waren es, welche den Anschluß der Pfalz an die Litteratursprache erwirkt hatten. Welcher Wandel der Zeiten!

Ähnliche Bewegung fördert auch im südlichen Baden den Fortschritt der Schriftsprache. In Freiburg, wo der Jesuit Weitenauer für einen Compromiß zwischen Oberdeutsch und Lutherdeutsch eingetreten war, wirkte von Neujahr 1782 eine aus Professorenkreisen hervorgehende Monatsschrift „der Freimütige" praktisch und theoretisch für die neue Sprache. Nicht ohne Bitterkeit ruft ein Mitarbeiter die Zeit zurück, wo die Jesuitenschulen der Muttersprache Pflege vorenthielten. „Wenigstens waren die Schriften eines Gellerts, eines Rabeners und noch viel mehr eines Geßners selbst Schullehrern verbotene Bücher. Ja sogar Gottscheds Sprachlehre — wie uns ein Exjesuit versicherte — mußte man vor den Obern verborgen halten.

Freilich haben die Katholiken aus diesen Werken viel Gift gesogen. Wenn nichts wäre als das lutherische e, das sie sich durch Lesung derselben allmählich angewöhnten — immer schade genug! Es klang doch ehemals so genuinkatholisch: die Seel, die Cron, die Sonn, die Blum u. s. w. — und nun schreiben die unsrigen fast durchgängig: die Seele, die Krone, die Sonne, die Blume — wie die leibhaften Ketzer auch schreiben" (Der Freimütige II, 481 nach Birlinger Alem. IX, 265). —

Wer solche auffällige Thatsachen kennt, schreckt davor zurück, Luther aus seiner Stellung im Beginn unserer neudeutschen Sprachgeschichte zu verdrängen. Niemals ist bezweifelt worden, daß Luthers Sprache im Jahrhundert der Reformation in Deutschland keine allgemeine Aufnahme gefunden hat. Bereits im Jahre 1870 hat ein feiner Kenner unserer Litteratur — E. Höpfner Zachers Zsch. II, 487 — an die S. 134 besprochene Thatsache erinnert, daß man noch nach 1779 in Baiern an hochdeutsch verfaßten Schulbüchern die lutherische Wortschreibung und die ketzerische Sprache befehdete, um zu beweisen, daß wir, selbst nachdem das dritte Viertel des 18. Jahrhunderts abgelaufen war, eine in allen Teilen Deutschlands angenommene Schriftsprache noch nicht besaßen. Erst mit unserer klassischen Litteratur sind wir zu einer Litteratursprache gekommen, welche für Oberdeutschland und für die katholischen Kreise Richtschnur und Gesetz geworden ist.

Aber dieselben Thatsachen bestätigen auch den wichtigen Satz, daß unsere Litteratursprache an Luther anknüpft. Das lutherische e — diese Formulirung jesuitischer Sprachlehrer könnte genügen als Beweis für den Zusammenhang unserer Sprache mit der Reformation. Aber das lutherische e, worin jene Katholiken das wesentlichste Merkmal der verhaßten Litteratursprache erblickt haben, ist nicht der einzige Zug in dem Gesamtbilde unserer Sprache, der auf den großen Reformator weist.

Grade hier wird klar, daß mit Luther die Neuzeit unserer Sprache beginnt. Die Thatsachen, welche zur Entschuldigung

der sprachlichen Zustände Oberdeutschlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dienen können, rücken die Bedeutung unseres Reformators wieder in das hellste Licht. Im Parnassus Boicus wird (1725, XVIII, 409) die Vernachlässigung sprachlicher Bestrebungen im katholischen Oberdeutschland mit dem Übergewicht des unter kirchlicher Sanktion stehenden Lateins entschuldigt. Auch ein schwäbischer Sprachgelehrter – Nast[1] — erblickt darin die Ursache: „Sprache cultiviren und lutherisch sein sei in jenen Landen gleichbedeutend, und die römische Religion begünstige die lateinische Sprache vor der teutschen."

So spiegelt das 18. Jahrhundert die Zustände zu Luthers Zeit wieder. Der Katholizismus mit seiner Kirchensprache war noch immer ein Hemmnis unserer nationalen Entwicklung. Wo Luther mit klarem Geist und voller Entschiedenheit eingesetzt hatte, da war jetzt kein Erfolg mehr zu erzielen; es fehlte der Reformator, der auch Oberdeutschland religiös gewonnen hätte. Was dem Zeitalter der Aufklärung gelang — es war die Zeit, wo unter deutschen Kirchenfürsten der Wunsch nach einer Nationalkirche laut werden konnte, die Zeit, wo aus katholischen Kreisen auch die Aufhebung des Jesuitenordens gefordert und erzielt wurde — was diese Zeit uns errungen hat, ist die Anbahnung einer geistigen Annäherung von Katholizismus und Protestantismus durch den sprachlichen Anschluß des Südens an den Norden.

Goethe hat Eckermann gegenüber Wieland als den stilistischen Vermittler zwischen Nord und Süd hingestellt: „Wielanden verdankt das ganze obere Deutschland seinen Stil; es hat viel von ihm gelernt (18. 1. 1825)". Als den maßgebenden Vermittler der Sprache müssen wir Gottsched sein großes Verdienst uneingeschränkt einräumen. Überall knüpft der Umschwung

[1] Nach Nast 'der teutsche Sprachforscher' Stuttgart 1777 in der Vorrede.

an seine theoretischen Schriften an. In Wien, in Baiern, im Rheinthal beginnt freilich sein Einfluß, nachdem in Mittel= und Norddeutschland sein Stern bereits erloschen war — ein schönes Zeugnis für die Bedeutung des vielgeschmähten Mannes.